



60

APRIL/MAI 1962

WERKMITTEILUNGEN



Ein Rohling und zwei Mädchen zogen die Aufmerksamkeit des Photographen auf sich. Der Rohling ist ein noch un bearbeiteter Stahlkoloß, der nahtlos aus einem Block geschmiedet wurde. Nach Fertigstellung wird er als Hochdruckkörper in der chemischen Industrie Verwendung finden. Die beiden Teenager sollen lediglich die Größenverhältnisse anschaulich machen.



	* 59	Riesenprojekt ohne Beispiel
Josef Uhlenbrock	60	Neue Aufgaben für unser Werk
	* 62	Versicherte entscheiden selbst
	* 63	Von Hähnchen, Automaten und vom Etat
	* 64	Mit dem Lohn fängt es an
	* 66	Leiden Sie unter Lärm?
Siegfried Stark	68	Das Gedächtnis bringt es an den Tag
Karla Anger	69	Die Reklamationen
	* 70	Eisen aus dem Meer
	* 71	Jeder Fünfte besitzt ein Eigenheim
	* 72	50 Jahre Treue zum Werk
	* 75	Besuch in einer Tuchfabrik
	* 76	Ruhrfestspiele 1962
Sofi Irene Kleine	78	Wo die Pußta beginnt...
	* 79	Die bösen Nachbarn
Hans Stumpf	80	Alle Flaggen standen auf Halbmast
Jo Hanns Rösler	84	Hustewohl

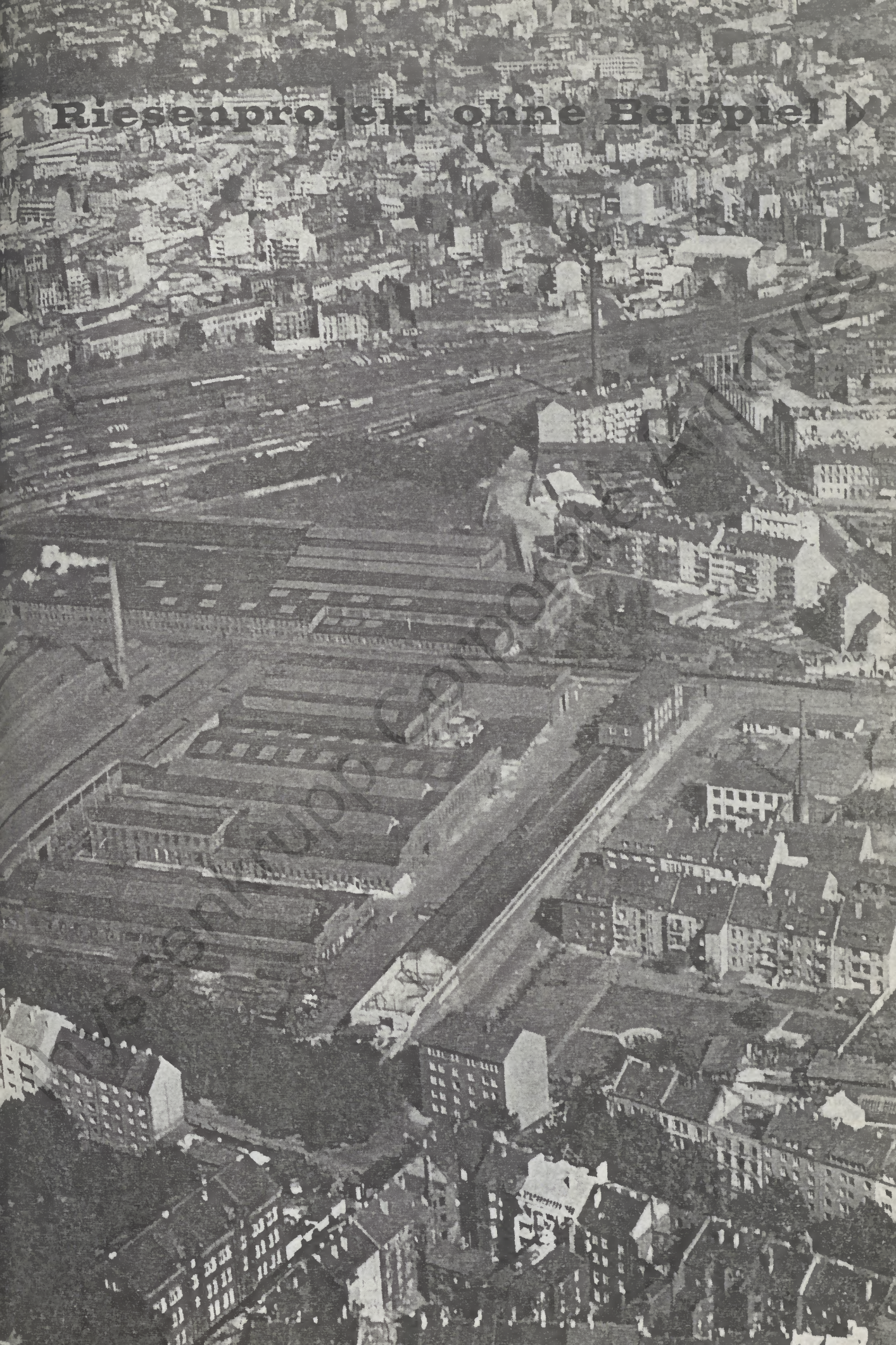
Die WERKMITEILUNGEN dienen der fachlichen Unterrichtung und Unterhaltung der Betriebsangehörigen und werden kostenlos abgegeben.

Diejenigen Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder mit seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Autors dar und nicht unbedingt die des Redaktionsausschusses bzw. der Werkleitung.

Bildnachweis: Alle Fotos, soweit nicht anders vermerkt, Werkaufnahmen.

Herausgeber: Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH. Düsseldorf-Reisholz • Verantwortlich: Direktor August Best • Redaktion: Gustaf Bischoff (Hauptabteilung Sozialwesen) • Erscheinungsweise: sechswöchentlich • Druck: Aussaal-Verlag GmbH., Wuppertal • Klischees: Fischer & Schmidt, Wuppertal • Grafik: Karl Busch, Wuppertal • Vertrieb: Postversand im Verlagsstückverfahren.

Riesenprojekt ohne Beispiel



Die Stadtmitte von Düsseldorf und der Stadtteil Oberbilk erhalten ein neues, repräsentativeres Gesicht. Gigantische Umbauten innerhalb der nächsten 22 Jahre haben mit einem Vertragsabschluß zwischen der Stadt Düsseldorf und den Vertretern der Stahl- und Röhrenwerk Reisholz GmbH., Düsseldorf-Reisholz das Stadium der Planung verlassen. Jetzt geht es an die Durchführung der von langer Hand vorbereiteten Pläne, die eine Auflockerung des Stadtbildes und die Schaffung dringender notwendiger Verkehrswege vorsehen. Mit der Unterzeichnung des umfangreichen Vertrages wird die Stadt Düsseldorf in die Lage versetzt, eine der größten Innenstadtsanierungen, die Deutschland je erlebt hat, Wirklichkeit werden zu lassen. Für das Stahl- und Röhrenwerk Reisholz bedeutet das eine Verlegung des Oberbilk Werkes nach Reisholz, womit eine Zentralisierung unseres Werkes möglich wird, die allerdings eine schwierige und bis ins einzelne gehende sorgfältige Vorbereitung erfordert.

Federn mußten beide Teile lassen, denn ohne Konzessionen ist der Abschluß eines solch riesigen Vertragswerkes unmöglich. Das ist die einstimmige Meinung aller Beteiligten, die an den schwierigen Vorbereitungen des Vertrages mitgewirkt haben. Aber die positiven Auswirkungen für beide Teile sind nicht zu übersehen. Die Stadt wird endlich in die Lage versetzt, ihren dringend notwendig gewordenen Verpflichtungen der Bürgerschaft gegenüber nachzukommen, während wir die Möglichkeit erhalten, unsere Anlagen auf den modernsten Stand der Technik zu bringen. So waren denn bei der Unterzeichnung des Vertragswerkes, bei dem es um eine erkleckliche Millionensumme geht, u. a. Oberbürgermeister Müller, Oberstadtdirektor Dr. Hensel, Stadtkämmerer Dr. Reisinger und Stadtplaner Prof. Tamm als Vertreter der Stadt Düsseldorf zugegen, während unser Werk durch Baron Thyssen-Bornemisza, die Direktoren Uhlenbrock, Best und Goeddecke sowie den Betriebsratsvorsitzenden vom Boveri vertreten war. Immerhin hatten sich — einschließlich der Pressevertreter — 27 Herren im Park-Hotel eingefunden, um den Schlußpunkt unter die Verhandlungsprotokolle zu setzen. Oberstadtdirektor Dr. Hensel

konnte darauf hinweisen, daß die Verlagerung des Oberbilk Stahlwerkes ein Fall ohne ähnliches Vorbild ist und einmalig in der Geschichte deutscher Städte dasteht. Vor genau hundert Jahren sei das Stahlwerk erbaut worden, als der Bahnhof noch in der Nähe des heutigen Graf-Adolf-Platzes lag. Nun sei es aber an der Zeit gewesen, den Hauptbahnhof aus seiner Enge zu befreien und darum die 110 000 Quadratmeter des Stahlwerkes in städtische Hand zu bekommen. Selten habe die Stadt es mit so zähen Verhandlungspartnern zu tun gehabt. Umso erfreulicher sei, daß man letzten Endes einen Weg gefunden hat, der beide Seiten zufrieden stelle.

Die Idee, eine Hauptverkehrsstraße unter dem Bahnhof durchzuführen, hat Prof. Tamm seit dem Jahre 1949 nicht ruhen lassen. Nach über zwölf Jahren wird dieser Plan nun endlich Wirklichkeit. Gut ein Drittel des Werksgeländes, das östlich des Hauptbahnhofes liegt, wird bereits bis 1970 geräumt sein. Dann wird die Stadt mit der Verlängerung der Immermannstraße und dem Bau der Unterführung unter dem Hauptbahnhof beginnen können, so daß die direkte Verbindung vom Jan-Wellem-Platz in den Ostraum der Stadt in greifbare Nähe gerückt ist. Ein geräumiger Osteingang zum Bahnhof mit einem großzügigen Vorplatz, genügend Parkraum und Häusern ist für diese Zeit ebenfalls geplant. Somit wird eines der brennendsten Verkehrsprobleme der Düsseldorfer Innenstadt endlich gelöst werden können.

Baron Thyssen-Bornemisza, der die Anteilseigner des Werkes vertritt, versprach, daß alles getan werden wird, die Termine einzuhalten. Er wies darauf hin, daß man ernsthaft in Erwägung gezogen hat, ganz von Düsseldorf wegzugehen und das Werk an anderer Stelle aufzubauen. Darum sei die gefundene Lösung doppelt erfreulich.

Somit ist jetzt der Weg frei für eines der größten städtebaulichen Projekte, das die Stadt Düsseldorf je durchgeführt hat. Ein dringend benötigter Verkehrsweg kann gebaut werden. Die Innenstadt wird entlüftet. Unser Werk wird große Umbauten vornehmen, die bei aller Schwierigkeit die Möglichkeit zu größtmöglichen technischen Fortschritten bieten. Die Arbeit kann beginnen... G. B.

JOSEF UHLENBROCK:

Neue Au

Die Zusammenfassung unserer beiden Werke Reisholz und Oberbilk hat sicherlich günstige betriebswirtschaftliche Folgen. Die beiden Werke liegen etwa 10 km voneinander entfernt. Wenn das Oberbilk Stahlwerk endgültig nach Reisholz verlagert ist, werden insbesondere die Probleme des Arbeitseinsatzes, des Energieverbrauchs, des Wärmeinsatzes, des Transportes und der Kontrolle erheblich erleichtert. Auch werden die Arbeitsbedingungen unserer Belegschaftsmitglieder verbessert, wenn diese in Zukunft an gänzlich neuen Maschinen, Öfen und Aggregaten arbeiten können. Ferner werden durch die Verlagerung unsere Techniker und Ingenieure vor neue Aufgaben gestellt, die wirklich vielseitig und verlockend sind. Dieser Punkt ist nicht zu unterschätzen. Die Leitung eines großen Unternehmens muß sehr darauf achten, daß der junge Nachwuchs nicht nur im technischen, sondern auch im kaufmännischen und sozialen Bereich sich mit interessanten Problemen befassen kann, deren Lösung „des Schweißes der Edlen“ wert ist. Sodann ist es wertvoll, daß uns in Reisholz nunmehr ein ausreichendes Werksgelände für unsere gesamten Betriebsanlagen zur Verfügung steht.

Bei der Währungsumstellung im Jahre 1948 hatten wir in Reisholz

Fabrikgrundstücke	
in einer Größe von	267 000 qm
Im Jahre 1952 haben wir	
von der Firma Schieß	
hinzugekauft	104 000 qm
Auf Grund des Umlegungs-	
beschlusses erhalten wir	
in Reisholz weitere	81 000 qm
Dadieser Umlegungsbeschluß	
rechtskräftig geworden ist,	
verfügen wir über ein	
Reisholzer Fabrikgelände	
von	452 000 qm

Wir hoffen, daß die Zusammenfassung aller Werksanlagen auf diesem großen und zusammenliegenden Grundstückskomplex in Zukunft den Materialfluß optimal gestaltet und die Höhe der Transportkosten gegenüber dem heutigen Zustand wesentlich gesenkt werden kann. Schließlich ist es von erheblicher Bedeutung, daß die doppelten Reserven, welche heute in Reisholz und Oberbilk die Anlagen und Arbeitskolonnen enthalten müssen, nach durchgeführter Verlagerung entfallen.

Wie wird sich nun die Zusammenlegung beider Werke auf die Belegschaftsstärke auswirken? Wir haben heute eine Stammbesellschaft von mehr als 4100 Menschen. Von dieser Zahl



Die zähen Verhandlungen sind beendet. Das 300-Millionen-Projekt der Verlagerung unseres Oberbilk Werkes (siehe umseitiges Luftbild) kann Wirklichkeit werden.

aben für unser Werk

entfallen etwa 1100 Werksangehörige auf Oberbilk. Wenn innerhalb des Verlagerungszeitraums, also in der Zeit von 1962 bis 1984, der Umsatz unserer Gesellschaft entsprechend unserem Langzeitplan gesteigert werden kann, dann wird sich die Zahl der Belegschaft um etwa 500 Arbeiter erhöhen. Dabei haben wir in unserem Plan unterstellt, daß trotz der weiteren Arbeitszeitverkürzung, aber unter Berücksichtigung der Rationalisierungsergebnisse, die Kopfleistung je Arbeiter um 20 Prozent verbessert wird. Das bedeutet in 23 Jahren eine bescheidene Produktivitätssteigerung.

Es wird jedem einleuchten, daß bei der Verlagerung unseres Oberbilk'schen Stahlwerks die Geschäftsführung unserer Gesellschaft besonders schwierige finanzielle Probleme zu lösen hat. Die Investitionssummen, welche wir in den nächsten 23 Jahren aufzuwenden haben, betragen weit mehr als 300 Millionen DM. Gegenüber dieser hohen Summe nimmt sich die Beihilfe der Stadt Düsseldorf in Höhe von 25 Millionen DM — von unserem Unternehmenstandpunkt aus gesehen — nicht allzu üppig aus. Für unsere Stadtverwaltung bedeuten die 25 Millionen DM naturgemäß eine große Belastung. Ich gebe zu, daß in den Investitionsaufwendungen von mehr als 300 Millionen DM auch einige Beträge für die Modernisierung und Rationalisierung unserer heutigen Reisholzer Betriebsanlagen enthalten sind. Aber der weitaus größte Teil der hohen Investitionssumme bezieht sich auf echte Verlagerungs- und Wiederaufbaukosten. Es wird nicht möglich sein, die hohen Investitionsaufwendungen ausschließlich aus Abschreibungen und aus der Entschädigungssumme der Stadt Düsseldorf zu decken. Wir werden zu gegebener Zeit auch Fremdmittel in Anspruch nehmen müssen, um unseren Verpflichtungen aus dem Umlegungsbeschluß pünktlich nachkommen zu können. Diese Verlagerungskredite, wenn ich sie einmal so nennen darf, erhöhen durch die Zinsen unsere Selbstkosten und vergrößern durch die Tilgungsbeträge unser finanzielles Risiko. Ferner ist zu bedenken, daß wir die Investitionssummen von weit mehr als 300 Millionen DM auf der Preisbasis vom 1. Januar 1962 errechnet haben. Es ist sicherlich anzunehmen, daß die Preise der Maschinenfabriken und der Baufirmen, denen wir unsere Investitionsaufträge erteilen, im Laufe der nächsten 23 Jahre mehr oder weniger stark ansteigen werden. Das gleiche gilt für die Entwicklung der Löhne, Gehälter und Sozialaufwendungen. Ob die

Verkaufserlöse für unsere Erzeugnisse in demselben Tempo und in demselben Umfang angehoben werden können, ist sehr unwahrscheinlich. Für die letzten fünf Jahre, also für die Zeit von 1957 bis 1961, haben wir feststellen können, daß die Preise für unsere Investitionsobjekte sowie die Personalaufwendungen ungleich stärker gestiegen sind als unsere Verkaufserlöse.

Unser Unternehmen stellt Massenstahlerzeugnisse und Qualitätsstahlerzeugnisse her. Zu den Massenstahlerzeugnissen rechnen wir Rohstahlblöcke, nahtlose Gasrohre und normale nahtlose Siederohre. Zu den Qualitätsstahlerzeugnissen gehören die Freiformschmiedestücke, das rollende Eisenbahnzeug, die Presserei-Erzeugnisse, die Produktion unserer Schweißerei, die Präzisionsstahlrohre und die warmgewalzten Qualitätsrohre, wie z. B. legierte Siederohre, Rohrschlangen und Backofenrohre. Wir hatten im Jahre 1961 einen Umsatz von mehr als 180 Millionen DM. Von diesem Umsatz entfielen rund 55 Prozent auf die Qualitätserzeugnisse. Das Ziel, welches wir uns mit der Verlagerung unseres Oberbilk'schen Werkes gesetzt haben, geht nun dahin, daß sich unser Unternehmen immer mehr zu einem Qualitätsstahlwerk hin entwickelt. Wir wollen erreichen, daß am Ende des Verlagerungszeitraums der Anteil der Qualitätserzeugnisse am Gesamtumsatz zwischen 60 und 65 Prozent liegen wird.

Da wir im Augenblick gerade eine Stahlflaute in Westdeutschland haben, werden Sie mich fragen: Woher nimmt die Geschäftsführung eines mittelgroßen Stahlunternehmens den Mut, so ungeheuer hohe Beträge innerhalb des Verlagerungszeitraums zu investieren? Wir haben eine gründliche Marktforschung betrieben und sind zu der Überzeugung gekommen, daß in den nächsten Jahren und Jahrzehnten die Nachfrage nach unseren vorhin genannten Massenstahl- und Qualitätsstahlerzeugnissen weiter steigen wird. Es ist kaum anzunehmen, daß es bis zum Jahre 1984 für die Erzeugnisse unserer Gesellschaft gleichwertige Austauschstoffe gibt; insbesondere glauben wir nicht, daß Leichtmetalle und Kunststoffe unsere Qualitätserzeugnisse in erheblichem Umfang verdrängen werden. Wir stehen jedoch auf dem Standpunkt, daß der Inlandsbedarf in unseren Erzeugnissen nicht in demselben Umfang steigen wird wie die Nachfrage aus dem Ausland. Daher werden wir unsere Exportanstrengungen steigern müssen, um innerhalb des Verlagerungszeitraumes und darüber hinaus eine befriedigende Auslastung unserer

Produktionskapazitäten zu erreichen. In den Kalenderjahren 1960 und 1961 lag unser Exportanteil am Gesamtversand zwischen 22 und 23 Prozent. Diesen Exportanteil werden wir in den nächsten Jahren Schritt für Schritt auf etwa 30 Prozent erhöhen müssen. Voraussichtlich wird uns bei unseren Exportbemühungen die Tatsache zur Hilfe kommen, daß auf lange Sicht die Entwicklungsländer in Asien, Afrika und Südamerika unsere hochwertigen Qualitätserzeugnisse dringend benötigen werden. Innerhalb des Verlagerungszeitraums wird selbstverständlich unser Umsatz nicht gleichmäßig wachsen; Zeiten der Hochkonjunktur werden durch Wellentäler oder sog. Konjunkturdellen abgelöst. Aber mit diesen Schwierigkeiten, welche hauptsächlich die Anpassung der Produktion an den jeweiligen Stahlbedarf betreffen, sind wir auch in den vergangenen 12 Jahren fertig geworden.

Abschließend möchte ich betonen, daß alle Organe unserer Gesellschaft von dem unerschütterlichen Willen beseelt sind, die sich aus dem Umlegungsbeschluß ergebenden Verpflichtungen gewissenhaft und pünktlich zu erfüllen. Es ist mir eine ehrenvolle Pflicht, allen Beteiligten, die auf dieses große Umlegungsobjekt in so reichlichem Maße Fleiß, Intelligenz und Tatkraft aufgewandt haben, insbesondere Herrn Oberstadtdirektor Dr. Hensel und Herrn Landgerichtsdirektor Ingenstau, zugleich im Auftrage unseres Aufsichtsrats und im Namen meiner beiden Mitgeschäftsführer meinen herzlichsten und aufrichtigen Dank auszusprechen. Wir in Reisholz werden alles daran setzen, um in den nächsten Jahrzehnten aus unserem Unternehmen, das in der Rechtsform der GmbH so still und bescheiden im Verborgenen arbeitet, eines der modernsten und leistungsfähigsten Qualitätsstahlwerke Europas zu machen. „Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag“ (Goethe). Wir wünschen nicht nur unseren Anteilseignern, Belegschaftsmitgliedern und Geschäftsfreunden, sondern auch unserer vielbewunderten Landeshauptstadt, daß unsere Bemühungen um die Neugestaltung unseres Werkes erfolgreich sein mögen. Je besser unsere Ertragskraft wird, umso mehr Gewerbesteuer wird die Stadt Düsseldorf von uns erhalten. Je höhere Kommunalsteuern unsere Gesellschaft zahlt, umso leichter können die gewaltigen kommunalpolitischen Aufgaben, welche auf die Tochter Europas zukommen, finanziert werden.

In diesem Sinne rufe ich Ihnen allen ein herzliches „Glückauf“ zu!

Versicherte entscheiden selbst

„Die Vollbeschäftigung ist auch für die Zukunft gewährleistet.“ Das erfuhren mehr als 2200 Mitarbeiter aus Reisholz, die sich auf der zum ersten Male in der „Rheinhalle“ durchgeführten Belegschaftsversammlung unseres Werkes am 11. März eingefunden hatten. Neben innerbetrieblichen Themen, sozialen Informationen und einem Rückblick des Betriebsrates auf die Arbeit der vergangenen Monate standen auch Fragen des Krankenkassenwesens auf der Tagesordnung. Hauptthema des Tages war ein Referat, das Hermann Teilbüscher von der Verwaltungsstelle Düsseldorf der IGM unter dem Titel „Die Sozialwahlen 1962“ hielt. Nachfolgend bringen wir eine Zusammenfassung des Referates.

Am 27. Mai werden die Organe der Selbstverwaltung in den Trägern der Krankenversicherung, Rentenversicherung und Unfallversicherung gewählt. Als nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 noch kein Selbstverwaltungsgesetz vorlag, hat der DGB bereits tatkräftig und entscheidend zum Wiederaufbau der Sozialversicherung beigetragen. Es ist das Verdienst des DGB, daß er bereits zu dieser Zeit die Verantwortung übernommen hat und die praktische Selbstverwaltungsarbeit mit seinen Versicherten durchführte.

Auf Betreiben des DGB wurde das Selbstverwaltungsgesetz im Jahre 1952 verabschiedet. Seine jetzige Fassung wird allerdings den Interessen der Versicherten nicht voll gerecht. Es entspricht den Grundsätzen unseres freiheitlichen und demokratischen Staates, daß die Einrichtungen der Versicherten auch von diesen selbst verwaltet werden. Im Interesse der größeren Gemeinschaft steht dem Staat allerdings ein gewisses Aufsichtsrecht zu. Zur Aufgabe der Selbstverwaltung gehört es aber, sich gegen eine bürokratische Handhabung der Befugnisse zur Wehr zu setzen. In Streitfällen entscheidet die unabhängige Sozialgerichtsbarkeit. Die Organe der Selbstverwaltung werden je zur Hälfte aus Vertretern der Versicherten und der Arbeitgeber zusammengesetzt. Die Gewerkschaften fordern indes, die Selbstverwaltung den Versicherten allein zu überlassen.

Die gewählten Vertreter der Versicherten versehen ihre Arbeit in der Selbstverwaltung ehrenamtlich. Sie besitzen völlige Unabhängigkeit und sind nur ihrem Gewissen verantwortlich. Sie sind nicht an Weisungen gebunden. Das Gesetz verbietet den Arbeitgebern, die Versichertenvertreter zu beeinflussen und schreibt ihnen vor, die erforderliche Zeit für das Ehrenamt den Versichertenvertretern zur Verfügung zu stellen. Die Versichertenvertreter haben ihr Amt im Rahmen des Gesetzes

und der von ihnen selbst gestalteten Satzung durchzuführen.

Die Organe der Selbstverwaltung sind Vertreterversammlung und Vorstand. Die Vertreterversammlung wird durch getrennte Urwahlen der Versicherten und Arbeitgeber auf Grund von Vorschlagslisten gewählt. Die Vertreterversammlung ist das rechtsetzende, der Vorstand das ausführende Organ.

Die Organe der Selbstverwaltung sind dafür verantwortlich, daß die Versicherungsgesetze unbürokratisch in sozialem Geist und zum besten der Versicherten ausgelegt und angewendet werden. Besondere Bedeutung kommt in diesem Zusammenhang auch den Widerspruchsstellen zu, die von den Selbstverwaltungsorganen zu bestimmen sind. Der Versicherte und sein Anliegen müssen im Mittelpunkt aller Bemühungen der Selbstverwaltung stehen.

Nicht nur über Satzung, Personal- und Finanzpolitik der Versicherungsträger haben die Selbstverwaltungsorgane zu bestimmen. Sie beaufsichtigen auch die hauptamtliche Verwaltung. Außerdem bestimmen sie in der Krankenversicherung die Kranken- und Dienstordnung, die Auswahl der Krankenhäuser, die notwendigen Beiträge und gewisse Leistungen wie z. B. Maßnahmen der Gesundheits- und Genesendenfürsorge. Sie gewähren Kuraufenthalte für Versicherte und deren Angehörige. Sie schließen Verträge mit den Heilberufen und suchen durch geeignete Maßnahmen die Volksgesundheit zu fördern.

In der Rentenversicherung bestimmen die Organe außerdem über die Maßnahmen zur Bekämpfung der Frühinvalidität und Vorsorgekuren für Versicherte, deren Erwerbsfähigkeit gefährdet ist. Sie regeln die wirtschaftliche Sicherung während des Heilverfahrens durch Gewährung von Übergangsgeld, dessen Höhe sie festlegen. Sie sind bemüht, durch Einsatz modernster technischer Hilfsmittel eine richtige und schnelle Rentenzahlung zu sichern.

In der Unfallversicherung beschließen sie über Maßnahmen zur Förderung der Sicherheit in den Betrieben. Aber auch im sozialpolitischen Gestaltungsprozeß haben die Selbstverwaltungsorgane bedeutende Aufgaben zu erfüllen. Die Erfahrungen der Versichertenvertreter müssen auf die Neuordnung unserer Sozialversicherung Einfluß haben. Diese Erfahrungen der Versichertenvertreter in den Organen sind von erheblicher Bedeutung für die sozialpolitischen Forderungen der Gewerkschaften und damit auch gleichzeitig für die Neuordnung der Sozialversicherung. Der Gesetzgeber hört bei wichtigen Gesetzesvorlagen die Vertreter der Organe. Darum führt auch jede Spaltung der Versicherten zum Rückschritt in der Sozialgesetzgebung.

Von Hähnchen, Automaten und vom Etat

„Es könnte bald mal wieder Hähnchen geben.“ Diesen sanften Rippenstoß und manchen anderen „wohlmeinenden“ Hinweis können die Mitarbeiter in der Lebensmittelabteilung auf der Rückseite der Essenmarken lesen, wenn sie ihre tägliche Abrechnung vornehmen. Dabei — und davon kann sich jeder täglich überzeugen — ist der Speiseplan in unserer Werksküche abwechslungsreich und, was genauso wichtig ist, es wird gut und reichlich gekocht. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß unser Mittagessen das häusliche Menü ersetzt. Immerhin werden im Jahr bei uns nicht weniger als 350 000 Portionen ausgegeben, davon allein 20 000 Lehrlingssessen zu besonders stark verbilligten Preisen.

Wenn man diese Zahlen liest, dann wird man direkt neugierig, in welchen Größenordnungen unsere Lebensmittelabteilung arbeitet. Und wenn man Einblick in die Bücher nimmt, dann verschwimmen einem doch die Zahlen ein wenig vor den Augen. Tag für Tag hat unser Werk im vergangenen Jahr pro Portion 1.15 Mark für die Verpflegung und Zubereitung sowie Unkosten zugesprochen. Somit klafft zwischen den Einnahmen durch den Verkauf der Essenmarken und den tatsächlichen Ausgaben für unsere Küchenverpflegung eine beachtliche Lücke, die die Summe eines sechsstelligen DM-Betrages erreicht. Während früher der Kantinengast für ein Mittagessen noch den vollen Preis der Zutaten auf den Tisch legen mußte, bestreitet das Werk heute bereits auch einen wesentlichen Teil dieser Kosten, um Qualität und Quantität der Speisen auf einem gehobenen Niveau zu halten. Denn aus einer Übergangslösung nach dem Kriege hat sich die Werksküche zu einer Einrichtung gewandelt, die ein vollgültiges Mittagessen verabreicht. Obendrein muß sie auch noch den gesteigerten Ansprüchen der letzten Jahre gerecht werden. Trotzdem aber gilt es, den Etat auf keinen Fall zu überschreiten, denn was wir heute zuviel verbrauchen, das wird uns morgen wieder am Kotelett abgeschnitten. Haarscharf muß deshalb kalkuliert wer-

den, falls wir nicht lange vor Jahresende mit leeren Händen vor leeren Töpfen stehen wollen. Darum kann es nicht jeden Tag Hähnchen oder eine andere Delikatesse geben, was man ohne weiteres einsehen wird. Umsichtig disponierend bestellt unsere Küchenleitung die Hähnchen übrigens nicht im nächsten Geschäft, sondern bezieht sie direkt vom Importeur. Das ist preisgünstiger. Wenn es einmal Leber gibt, muß sie lange vorher bei den nordwestdeutschen Schlachthöfen bestellt werden, denn soviel frische Leber, wie wir brauchen, wäre in Düsseldorf kaum aufzutreiben. Manche routinierte Hausfrau könnte hier noch lernen, wie man so preisgünstig wie möglich einkauft. Genau wird in der Lebensmittelabteilung ausgerechnet, welche Lebensmittel zur Zeit am preiswürdigsten sind. Qualität, Gewicht und Preis werden sorgfältig verglichen, ehe eine Bestellung aufgegeben wird.

Akrobatische Kunststücke vollbringt das Personal in der Küche oft, weil zur Zeit noch einige moderne Geräte fehlen, die später einmal die Arbeit erleichtern werden. In absehbarer Zeit — die Planer sind schon tüchtig an der Arbeit — wird die Küche modern in neuem Glanz erstrahlen. Dann wird die Arbeit leichter und schneller von der Hand gehen und auf dem Speisezettel wird manch abwechslungsreicheres Gericht zu finden sein.

Apropos Zahlen: Über 40 Automaten werden überall auf dem Werksgelände von der Belegschaftsversorgung betreut. Im letzten Jahr haben diese stummen Diener einen Rekordumsatz erzielt. Sie verkauften 193 000 Flaschen Mineralwasser, 90 000 Flaschen Limonade, 234 000 Flaschen Coca Cola und rund 168 000 Einheiten Milch oder Kakao. Die Zigarettensautomaten waren am Umsatz mit über vier Millionen Zigarettens beteiligt. Bei einer Kapazität von 5000 Flaschen mußten die Getränkeautomaten im Sommer oft zweimal täglich gefüllt werden. Aber damit ist der Mammutverbrauch an Flüssigkeiten noch nicht erschöpft. Die Teeaktion, die für verschiedene Betriebe durchgeführt wird, erweitert das Bild.

Diese notwendige Belegschaftsversorgung erfordert im Jahre allein fünf Tonnen Kaffee, 7,5 Tonnen Zucker und 350 000 Aufgußbeutel Tee. Das kostet natürlich sehr viel Geld und es ist ärgerlich, wenn man sieht, in welchen Mengen Tee in den Betrieben immer wieder weggeschüttet wird. Es ist auch kein Geheimnis, daß viele Mitarbeiter ihre Deputatmilch mit nach Hause nehmen, statt sie im Betrieb zu trinken, was ihrer Gesundheit viel dienlicher wäre; deshalb wird die Milch ja auch kostenlos zur Verfügung gestellt. Wehe aber dem Armen, der auf die Idee käme, das Milchdeputat abzuschaffen, weil die Milch nicht ihrem Zweck entsprechend verwendet wird. Er müßte sich allerhand böse Worte sagen lassen...

Beim Anblick des riesigen Getränke-lagers könnte mancher Gastwirt vor Neid erblassen. Hochgestapelt stehen hier die Kisten voll Limonade und Mineralwasser, das besonders billig abgegeben werden kann, weil das Werk auch hier tief in die Kasse greift, um es zu einem beachtlich niedrigen Preis verkaufen zu können. An Getränken fehlt es in unserem Werk also nicht, wohl aber klagen viele Mitarbeiter über das Fehlen eines Kaffee-Ausschanks. Ob sich hier bald etwas ändern wird? In der Lebensmittelabteilung ist man zuversichtlich, denn laufend werden kleine und größere Verbesserungen durchgeführt. In diesen Tagen wurde eine automatische Geldzahl- und -sortiermaschine in Betrieb genommen, damit der leidgeprüfte Geldzähler von den vielen Groschen, die durch seine Hände laufen, keine wunden Finger mehr bekommt. Eine große Erleichterung wird auch der neue Küchenanbau bringen, den niemand heißer ersehnt als das Küchenpersonal. Auch hier wird eine rentable Arbeitsplatzverbesserung angestrebt. Aber auch in der alten Küche wird alles getan, um uns ein gutes Mittagessen vorzusetzen, wovon wir uns jeden Tag aufs neue überzeugen können. Und vielleicht kommt auch einmal der Tag, an dem die Leistungen unserer Küche kritiklos anerkannt werden. G. B.

Mit dem Lohn fängt es an

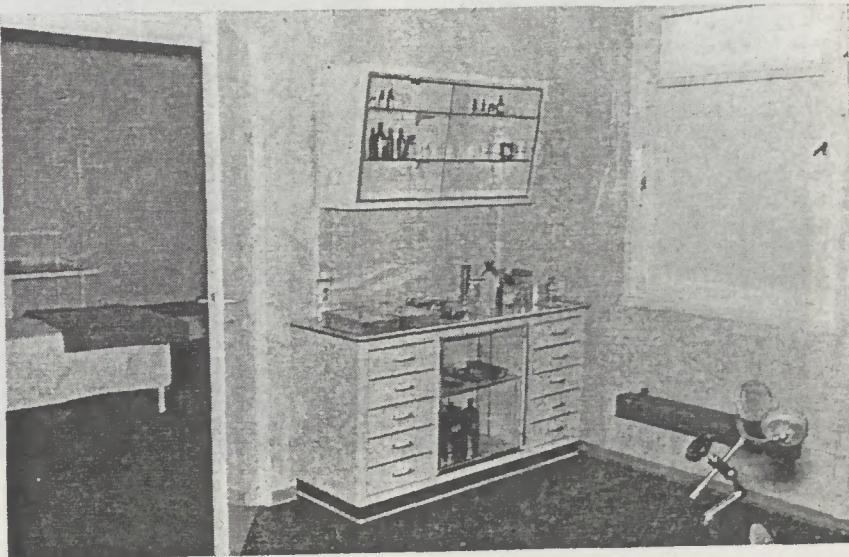
Zwei Arbeitskollegen, die früher im gleichen Betrieb tätig waren, treffen sich zufällig nach ein paar Monaten in der Stadt. Der eine hat seinen Arbeitgeber gewechselt, da er in seinen gelernten Beruf zurückkehren und sich dadurch auch finanziell verbessern konnte. Der andere arbeitet noch immer an seinem alten Platz. Es entspinnt sich ein stichwortartiges Gespräch, wie es auf einer verkehrsumtosten Straße nur möglich ist. Fragen nach alten Arbeitskameraden, dem Wohlergehen der Familie und auch nach den Arbeitsbedingungen im neuen Betrieb. In diesem Zusammenhang werden — wie das unter ehemaligen guten Kollegen üblich ist — auch die Verdienstmöglichkeiten besprochen. „Was hast Du denn auf Deiner neuen Stelle in der Woche?“ — „Na, an DM 135.— komme ich immer heran. Wenn ich Überstunden mache, liege ich natürlich höher.“ Einhundertfünfunddreißig Mark sagte er und meinte — selbstverständlich — DM 135.— netto ausbezahlt. So hat ihn auch sein früherer Kollege verstanden, ohne daß er das besonders betonte, denn es ist ja „allgemein üblich“, daß man die Summe als Verdienst ansieht,

die man effektiv nach Hause bringt, über die man wirklich verfügen kann. Aus der täglichen Praxis heraus, nur mit dem Geld zu rechnen, das uns ausbezahlt wird, haben wir uns ein Nettolohn-Denken zugelegt. Stellen die bar ausbezahlten Bezüge aber tatsächlich den wirklichen Lohn für unsere Arbeit dar? Unser mit dem Arbeitgeber vereinbarter Stundenlohn, den dieser auch in Heller und Pfennig bezahlen muß, ist doch viel höher, als die Teilung des empfangenen Geldes durch die geleistete Stundenzahl ergibt! Ja — davon gehen doch noch die Steuern und die Sozialversicherungsbeiträge ab, die gehören zwar zu unserem Lohn, aber man kann sie doch nicht richtig mitrechnen. Außerdem, wenn uns der Arbeitgeber den vereinbarten Stundenlohn wirklich auszahlen würde, kämen wir viel besser zurecht. Aber er hat uns ja im Laufe der letzten Jahre immer mehr abgezogen! Wenn wir korrekt sein wollen, müssen wir sagen: Das Gesetz, also der Staat, hat unseren Arbeitgeber verpflichtet, die höheren Sozialbeiträge von unserem Verdienst einzubehalten und an den betreffenden Versicherungsträger abzuführen. Dem Arbeitgeber selbst liegt nichts an der Höhe der Abzüge wie am Einbehaltungsverfahren überhaupt, das ihm letzten Endes nur die zusätzliche Arbeit aufbürdet, für unsere Gläubiger — Staat, Krankenkasse, Rentenversicherung usw. — deren Forderungen einzuziehen und ihnen zu übermitteln. Obwohl die Steuern in den letzten Jahren laufend etwas gesenkt wurden, sind die Abzüge aber schon seit eh und je als leidige Entbehrungen angesehen worden. Oft mit einer Art „Galgenghumor“ bedacht, führten sie zu Glossierungen des Finanzamtes, dessen Beamte auch nur ihre Pflicht tun, und zu ihrem Lob muß gesagt werden, daß sie sich mehr und mehr zu Beratern der Steuerzahler läutern, als daß sie sich zu Vollstreckungsbeamten entwickeln. Doch legen wir einmal allen Spott beiseite und lassen für einen Augenblick den Ärger über die hohen Abzüge zurücktreten, um ganz nüchtern zu überlegen, für wen oder was eigentlich unser Bruttolohn geschmälert wird. Einen großen Teil der Abzüge erhält

der Staat als Lohnsteuer, soweit wir nicht auf Grund reichen Kindersegens eine Ermäßigung oder Freistellung zugewilligt erhalten. Der Staat vereinbart das Geld nun aber nicht, um nur einen großen Beamtenapparat aufzuziehen, sondern er schafft damit die Einrichtungen, die wir als Steuerzahler über die von uns gewählten Volksvertreter von ihm verlangen. Sobald wir den Fuß auf die Straße setzen, begegnen wir auf Schritt und Tritt diesen Einrichtungen. Von der Straße selbst, die wir betreten, verlangen wir, daß der Staat sie verkehrsgerecht befestigt und sauber hält. Wir erwarten, daß er den Verkehr regelt, wir verlangen den größtmöglichen Schutz für uns und unsere Kinder. Dafür unterhält der Staat eine Polizei. Wir verlangen die geistige und körperliche Heranbildung unserer Kinder, dafür schafft der Staat die schulischen Voraussetzungen. Wir verlangen die Wahrnehmung unserer Rechte innerhalb unserer Gesellschaftsordnung, dafür sind Justizbehörden notwendig. Wir möchten uns am Feierabend in Grünanlagen entspannen, die der Staat anlegen und pflegen soll. Wir betrachten es als unerlässlich, daß die Lebensmittel, die wir kaufen und daß das Essen, das wir im Gasthaus einnehmen, von der Gesundheitsbehörde laufend stichprobenweise kontrolliert werden. Die Reihe dieser alltäglichen Selbstverständlichkeiten, die wir vom Staat verlangen, ließe sich beliebig lange fortsetzen. All diese Einrichtungen, die unsere Wünsche und Forderungen erfüllen sollen, müssen aber geschaffen, unterhalten, verwaltet und — bezahlt werden. Ja, wir neigen darüber hinaus immer mehr dazu, bei jeder kleinsten Widerwärtigkeit zu sagen: Also das müßte doch vom Staat geregelt oder kontrolliert werden! Den Staat bilden wir aber letzten Endes selbst, und darum müssen wir uns auch bewußt werden, daß wir selbst alles bezahlen müssen, was wir an Leistungen vom Staat erwarten. Wie steht es nun mit den Beiträgen zur Sozialversicherung? Wer hat sich schon einmal ausgerechnet, welches Kapital notwendig ist, um unsere finanzielle Sicherung im Alter zu gewährleisten?

Ein Schritt weiter

Freundlich, fast wohnlich, wirkt das kleine Haus, das sich am Ende der „Königsallee“ erhebt. Als es gebaut wurde, fragte sich mancher, wozu es einmal dienen würde. Als es nach einer Bauzeit von nur wenigen Wochen eröffnet werden konnte, hatten sich alle Zweifel zerstreut: Das Reisholzer Werk hat eine zweite Verbandstube erhalten. Infolge der Ausweitung unserer Anlagen war es notwendig, außerhalb unseres Gesundheitshauses eine weitere, vollwertige Verbandstube einzurichten, die in Notfällen weite Wege und



Nehmen wir als Beispiel nur eine monatliche Rente von DM 280.— an, die einem Rentner vom 65. bis 80. Jahre gezahlt werden soll, so erfordert das bereits ein Kapital von rund DM 50 000.—. Wovon sollte die Rente im Alter ausgezahlt werden, wenn nicht aus unserer eigenen Ansparung? Viele Stimmen meinen, der Staat müsse Zuschüsse leisten, um ungünstige Renten aufzubessern. Er leistet bereits beachtliche Zuschüsse, er zahlt aus seinen Mitteln fast 30 Prozent des Beitragsaufkommens. Es handelt sich aber letztlich um keinen echten Zuschuß, sondern er kommt ja aus dem Staatshaushalt, den wir als Steuerzahler direkt durch unsere Lohnsteuern oder indirekt über die mannigfachen in Waren- und Dienstleistungspreisen enthaltenen Steuern wieder finanzieren müssen. Wir haben jahrelang eine Aufbesserung der Rentenleistungen gefordert und müssen heute nach Einführung der Rentenreform auch gewillt sein, den Preis dafür zu bezahlen.

Außer den Abzügen für Steuern und Rentenversicherungsbeiträge ist durch die steigenden Forderungen der Krankenkassen unser Nettoeinkommen in letzter Zeit geschmälert worden. Hier bietet sich dasselbe Bild. Wir haben einen erhöhten Einkommensausgleich bei Krankheit gefordert, wir erwarten individuellere Behandlung nach neuesten medizinischen Erkenntnissen und mit modernsten Mitteln, infolgedessen müssen wir auch bereit sein, den Preis dafür zu bezahlen. Die Ausgaben der Krankenversicherung sind in den letzten 10 Jahren um weit mehr als 100 Prozent gestiegen. Den größten Anteil an den Mehrausgaben hatte das den Mitgliedern ausgezahlte Krankengeld. Über die längere Krankheitsdauer der einzelnen Fälle seit der Erhöhung des Krankengeldes und der gesetzlichen Einführung des Lohnausgleichs wurde schon viel diskutiert, und mancher wird sagen: „Ich bin heute nicht öfter und länger krank als früher, und zwar nur dann, wenn es unbedingt nötig ist. Ich muß aber trotzdem erhöhte Beiträge zahlen!“

Es läßt sich in einer Versicherung auf gemeinschaftlicher Basis nun einmal nicht anders einrichten, es müssen

einer für alle und alle für einen entstehen. Der Ledige muß seinen Anteil für den Kollegen mitbezahlen, dessen ganze Familie für den gleichen Beitrag mitversichert ist, und der Gesunde für den öfter anfälligen Kollegen. Dabei bleibt es nicht aus, daß er auch für den mitbezahlen muß, der krank spielt. Um hier vielleicht eine gerechtere Regelung zu erzielen, sind Vorschläge für eine direkte Kostenbeteiligung des Kranken gemacht worden, die bisher jedoch wenig Gegenliebe, weder bei den Versicherten noch bei den Ärzten gefunden haben.

Fassen wir unsere Überlegungen zusammen, wird die Unsinnigkeit des Nettolohn-Denkens klar, denn wir erhalten ja tatsächlich unseren vollen Lohn, nur in Gestalt von Werten und Anrechten. Man zieht uns die Beiträge nicht für irgendwelche unsichtbaren Leistungen ab, sondern wir erhalten den Gegenwert zum größeren Teil sofort. Nämlich wenn wir morgens die gepflegte Straße betreten; wir haben damit das (Volks-)Schulgeld für unsere Kinder entrichtet, uns eine grüne Anlage für die Entspannung am Feierabend geschaffen und was es alles an staatlichen und staatlich geförderten Einrichtungen und damit an Beispielen mehr gibt. Beiträge an die Renten- und Krankenversicherungen sind dagegen regelmäßige Spargelder für die Not und für das Alter, wenn wir mit unserer Hände Arbeit unseren Lebensunterhalt nicht mehr verdienen können. Hier ist sogar nicht nur ein Bruttolohn-Denken am Platze! Über unseren Stundenlohn oder das Gehalt hinaus zahlt der Arbeitgeber nämlich den gleichen Betrag für uns an die Versicherungen ein. Statt einer ausschließlichen Wertung des Nettolohnes sollten wir einmal die Arbeitgeberanteile, die ja nur zu unserem persönlichen Nutzen eingezahlt werden, unserem Bruttoverdienst hinzufügen und dann unser wirkliches Einkommen betrachten.

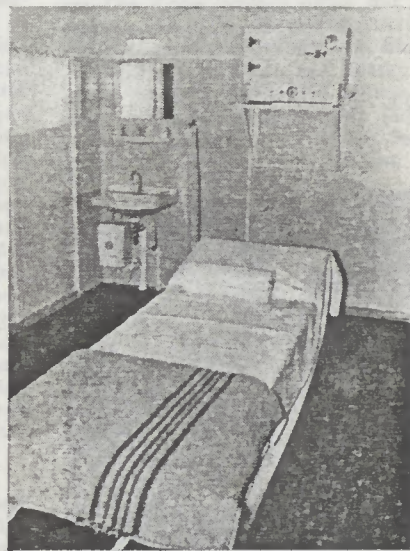
Warum müssen nun Steuern und Beiträge gleich vom Lohn einbehalten werden? Warum können sie nicht zusätzlich der Arbeitgeberanteile zur Sozialversicherung dem einzelnen ausgezahlt werden? Damit würde doch nicht nur das Gefühl für die wirkliche

Höhe unseres Verdienstes, sondern auch das Bewußtsein in uns gestärkt, daß wir mit unseren Steuerzahlungen die erwähnten staatlichen Leistungen ermöglichen. Das ist wohl richtig. Aber würde es uns dann nicht noch schwerer fallen, uns von einem so großen Teil unseres Einkommens zu trennen, der nun einmal für das Zusammenleben in einer staatlichen Ordnung und zur finanziellen Sicherheit in Not und Alter unbedingt erforderlich ist? Und noch eine heiklere Gewissensfrage: Besitzen alle von uns genug Selbstverantwortung, diese hohen Beträge freiwillig an den Staat abzuführen und aus eigenem Antrieb sich soviel Ersparnisse für Krankheit und Siedtum zurückzulegen und jeglicher Versuchung zu widerstehen, bei einer größeren Anschaffung von diesen nötigen Rücklagen einiges abzuweichen? Wenn wir ehrlich sind, müssen wir uns leider eingestehen, daß es uns nicht nur an der gebotenen Selbstverantwortung mangelt, sondern daß sie sogar weiter im Schwinden begriffen ist. Es werden immer mehr Stimmen laut, die dem Staat weitere Aufgaben aufbürden möchten, die eigentlich zu den ganz persönlichen Angelegenheiten jedes einzelnen gehören. Der Staat soll das Wohnungsproblem lösen, er soll sich der Jugendfrage (sprich Erziehung) annehmen, er soll uns vor überhöhten Preisen schützen (damit die Hausfrau die preiswerteste Ware nicht mehr selbst ermitteln oder aushandeln muß). Auch die Reihe dieser Wünsche ließe sich beliebig lange fortsetzen. Es ist eigenartig, daß sich viele Menschen unserer Zeit nach einer weiteren Passivität sehnen, immer weniger eigene Initiative beweisen und den Staat damit zu einem immer größeren Apparat gestalten wollen, der natürlich noch mehr Beamte benötigt, noch mehr Einrichtungen erfordert und dadurch noch mehr Geld kostet. Entwickeln sich diese Tendenzen weiter, wird der Staat einmal einen Perfektionismus aufweisen, der keinen Platz mehr für eigenes Handeln und eigene Entscheidungen läßt. Ob wir mit diesem Streben aber unsere vielgerühmte Individualität und unsere freie Welt überhaupt erhalten, ist recht zweifelhaft.

kostbare Zeit erspart. In der Verbandstube 2 versieht ein erfahrener Sanitäter in der Zeit von 7.45 bis 12.00 Uhr und von 12.45 bis 16.40 Uhr seinen Dienst, um bei Unfällen wie auch bei kleineren Verletzungen sachgemäße Hilfe zu leisten. Die Verbandstube 2 ist telefonisch unter der Nummer 749 zu erreichen.

Auf Befragen sagte Direktor Best:

Das Werk mußte nicht weniger als 35 000 Mark aufbringen, um diesen vorbildlichen Bau zu erstellen und einzurichten. So wurde bei der Ausstattung nicht an zweckmäßigem Mobiliar und Gerät gespart. Für alle eventuellen Fälle wurden hier Vorkehrungen getroffen, die eine rasche und sichere Hilfe möglich machen. Ein sorgfältig und umfassend ausgebildeter Fachmann gibt die Gewähr dafür, daß die Patienten hier vorbildlich behandelt werden.



Leiden Sie unter Lärm?

Kinder schärfen ihren Blick

Unter den schädlichen Begleiterscheinungen unserer Zivilisation hat sich der Lärm bedenklich weit nach vorn geschoben. Wie schädlich dauernder Lärm sich auf die Gesundheit auswirkt, darüber können Ärzte am besten Auskunft geben. Bei wissenschaftlichen Versuchen hat sich sogar gezeigt, daß Ratten und Mäuse, die dauernd einer gleichbleibend hohen Tonfrequenz ausgesetzt waren, verendeten. Dieses Beispiel möge genügen.

In unserem Werk haben Messungen ergeben, daß die Lautstärke unserer Maschinen oftmals einen Wert von 115 Phon erreicht. Wenn man bedenkt, daß eine Autohupe aus nächster Nähe sich „nur“ mit 75 bis 80 Phon bemerkbar macht und daß ein Motorrad mit seinem 250er Motor aus sieben Meter Entfernung „nur“ mit einer Stärke von 95 Phon zu hören ist, kann man sich leicht ausrechnen, welchen Lärmbelastungen wir bei 115 Phon im Betrieb ausgesetzt sind, ohne es überhaupt recht zu merken. Gefährlich wird diese Sache aber dadurch, daß wir bewußt oder unbewußt von dieser Geräuschkulisse maltreatiert werden, wodurch sich gesundheitliche Störungen einstellen können.

Unsere Abteilung Leistung und Lohn besitzt ein Lärmpegelmeßgerät, mit dem man an allen Arbeitsplätzen die Lautstärke genau ausmessen kann. Das geschieht nun nicht nur mit Rücksicht auf die Nachbarschaft, sondern auch, um unseren Mitarbeitern die Arbeit an Maschinen und Geräten zu erleichtern. Unser Werksarzt untersucht mit einem Audiometer bestimmte Arbeitsgruppen, um festzustellen, wie sehr sich der Arbeitslärm auf das Gehör auswirkt. Zunächst wurde auch in jedem Betrieb eine Maschine ausgesucht, an der die entstehende Phonzahl gesenkt werden soll. Weitere Maschinen werden folgen.

Ein umfassender Erfolg ist uns aber nur dann sicher, wenn sich jeder einzelne Mitarbeiter einmal Gedanken macht, wie wir den Arbeitslärm in den Betrieben vermindern können. Unser Vorschlagwesen hat sich bisher sehr gut bewährt. Unabhängig davon sollen jedoch durchführbare Vorschläge zur Senkung des Lärmes zusätzlich prämiert werden. So ist es möglich, daß ein Mitarbeiter zu Weihnachten für einen einzigen Vorschlag gleich zwei Prämien mit nach Hause bringt, die eine, weil der Vorschlag gut war, und die andere, weil er sich erfolgreich mit dem Lärmproblem auseinandersetzte. Und das lohnt sich doch sicher?

Schielende Kinder brauchen auf dem schräggestellten Auge nicht mehr zu erblinden. Eine neue Behandlungsmethode erhält die Sehkraft des betroffenen Auges bis zur Operation. Früher mußten Schielkranke in Kauf nehmen, daß sie nach der Operation auf einem Auge praktisch blind blieben. Die „moderne“ Schielbehandlung hat jedoch nur Erfolg, wenn die Kinder so früh wie möglich zum Arzt gebracht werden. Das versäumen auch heute noch viel zu viele Eltern.

In Düsseldorf wird diese neuartige Behandlung in der Augenklinik der Städtischen Krankenanstalten durchgeführt. Die „Sehschule“ wurde 1956 von Dr. Heinz Görtz, Dozent an der Medizinischen Akademie, aufgebaut. Allein in den letzten Jahren wurden hier über 2000 schielende Kinder im Sehen geschult. Die meisten von ihnen – nämlich 60–70 Prozent – konnten geheilt werden.

Angeichts dieser Erfolge ist man einigermaßen erstaunt, die Sehschule in den recht beengten Kellerräumen der Augenklinik zu finden. Der nicht gerade schmächtige Oberarzt Dr. Görtz läuft hier ständig Gefahr, mit seinem Kopf an die Heizungsrohre zu stoßen. Aber der Neubau ist immerhin schon genehmigt, wenn der Baubeginn auch noch nicht abzusehen ist.

Ein neuer Beruf

Die neue Behandlungsweise hat auch einen neuen Beruf mit sich gebracht, eben den der Orthoptistin. Nur wenige Frauen üben diesen Beruf bis jetzt aus, nur wenige wissen überhaupt von seiner Existenz. Orthoptistinnen lernen in zwei Jahren, die Spezialgeräte der Sehschule zu bedienen. Außerdem sitzen sie eifrig im Kolleg und machen sich mit den wissenschaftlichen Grundlagen ihrer Arbeit vertraut. Die Ausbildung ist gespickt mit Prüfungen. Wer nach zwei Jahren besteht, erhält ein Diplom. Voraussetzung ist das „Einjährige“, besser noch das Abitur, denn die Materie verlangt „Köpfchen“. Ganz klar, daß sich in diesem Beruf nur wohl fühlt, wer eine gehörige Portion Kinderliebe und Geduld mitbringt. Die vier jungen Damen in der Düsseldorfer „Sehschule“ wenigstens sind begeistert von ihrer Aufgabe. „Nebenbei muß man auch noch ein halber Elektriker sein“, meint eine schelmisch, „die Apparate sind empfindlich.“

Fisch im Bassin

In diesen kostbaren und so „sensiblen“ Geräten liegt der Schlüssel zur „modernen Schielbehandlung“. Mit dem „Synthophor“ beispielsweise stellt man den Grad des Schielens fest und trainiert gleichzeitig das beidäugige Sehen, was

früher immer versäumt wurde. Die Kinder erblicken durch dieses Gerät zum Beispiel mit dem einen Auge das Bild eines Fisches und mit dem anderen Auge das Bild eines Aquariums. Bei normaler Stellung der Augen ist der Fisch im Becken. Schielkranke Kinder sehen die Bilder getrennt. Unter der behutsamen Anleitung der Orthoptistinnen versuchen sie nun, „den Fisch ins Becken“ zu bringen. Sie streben also eine Richtigstellung der Augen an und sorgen so dafür, daß das schräggestellte Auge, das durch eine Tücke der Natur aufs „Abstellgleis“ geschoben ist, nicht in seiner Sehkraft erlahmt.

Die Behandlung ist langwierig, macht den Kindern aber Spaß; zum Beispiel erinnern die Bilder im „Synthophor“ an Walt-Disney-Zeichnungen. Die letzte Stufe der Therapie ist nach wie vor die Operation, die das Auge endgültig „geraderückt“. Der erhebliche Unterschied zu früher: die Sehkraft ist durch die dauernde Schulung erhalten geblieben. Voraussetzung für diesen Erfolg ist, daß die Kinder möglichst schon im ersten Lebensjahr behandelt werden.

Sorgen der Ärzte

Nur die Kliniken der Universitäten, Akademien und einiger Großstädte können sich die kostspieligen Geräte bis jetzt leisten. Noch immer kommen Tausende von schielenden Kindern nicht in den Genuß der neuen Behandlungsart. Die Ärzte fordern daher mit Nachdruck, daß die Sozialversicherungen diese Behandlung endlich voll finanzieren und die Kliniken die Kosten nicht allein tragen lassen. Nicht weniger Sorgen macht den Augenärzten indessen die Unwissenheit vieler Eltern, die ihre Kinder zu spät zum Arzt schicken. Sy.



Jugendsonderzüge fahren wieder

Rezepte für die Hausfrau

Zum 12. Male wird in diesem Jahre die Jugendsonderzugaktion durchgeführt. Die Aktion wird getragen von rund 130 Stellen der amtlichen und verbandlichen Jugendpflege in Verbindung mit der Deutschen Bundesbahn. Die Federführung liegt beim Jugendfahrtendienst in Köln. Die Jugendsonderzüge verkehren in der Zeit vom 5. Juli bis zum 29. August 1962 zwischen Hamburg und München bzw. Hamburg, Basel und Konstanz und zwar sowohl über das Rhein-Ruhr-Gebiet als auch über die Strecke Hannover - Göttingen - Kassel. Die Deutsche Bundesbahn gewährt den Jugendlichen eine Fahrpreismäßigung von mindestens 50 Prozent, sowie eine Anreisermäßigung von ebenfalls 50 Prozent zum Jugendsonderzug im Bereich von 200 km zur nächsten Jugendsonderzug-Station. In insgesamt 69 Zügen stehen 20 000 Plätze zur Verfügung. Jeder Jugendliche erhält einen für ihn reservierten Sitzplatz. Im Jugendsonderzug kommen alkoholfreie Getränke, einschließlich Milch, jedoch kein Essen, zum Verkauf. Teilnahmeberechtigt sind Kinder und Jugendliche im Alter von 10 bis 21 Jahren. Darüberhinaus Studenten und Jugendleiter mit amtlichem Ausweis sowie einzelne Erzieher, die im Jugendsonderzug verantwortlich die Betreuung der Kinder und Jugendlichen übernehmen.

Auskünfte über das Programm erteilen: Jugendfahrtendienst e. V., Köln, Burgmauer 16 sowie viele Stellen der amtlichen Jugendpflege im ganzen Bundesgebiet.

Flockenkloß mit saurer Sahne

Eine mittelgroße, feingeschnittene Zwiebel in der Pfanne in Butter braun rösten, $\frac{1}{4}$ Liter saure Sahne (für 2 Personen) dazugeben und alles zusammen leicht aufkochen lassen. 200 g Hackfleisch (halb Schwein, halb Rind) mit Salz und Pfeffer abschmecken, nach und nach in die Soße geben und etwa 3 Minuten ziehen lassen.

Römische Gnocchi

1 Liter Milch mit 150 g Butter und einer Prise Salz zum Kochen bringen, 180 g mittelfeinen Grieß unter Rühren dazugeben, bis sich die Masse vom Topf löst, etwas erkalten lassen, dann zwei ganze Eier und 100 g geriebenen Hartkäse (Allgäuer Emmentaler) einrühren und die Masse auf ein mit Butter bestrichenes Backblech oder auf eine Platte 2 cm dick aufstreichen und erkalten lassen. Hierauf mit einem Ausstecher runde oder viereckige Plätzchen ausstechen, diese mit geriebenem Hartkäse (Allgäuer Emmentaler) bestreuen, mit flüssiger Butter beträufeln, auf einem Backblech in heißem Backofen kurz vor dem Anrichten zu goldgelber Farbe überbacken oder in der Pfanne in Butterschmalz ausbacken. Mit Spinat oder Tomatensoße und reichlich geriebenem Hartkäse (Allgäuer Emmentaler) reichen.

Meerrettichsoße

Eine Stange Meerrettich von etwa 250 g am Reibeisen reiben (oder geriebenen Meerrettich im Glas kaufen), mit 1 Tasse heißer Milch überbrühen, 1 Stunde ziehen und dann auf einem Sieb abtropfen lassen. In einer Kasserolle 40 g Butter erhitzen, eine kleine Zwiebel am Reibeisen reiben, dazugeben, 10 Minuten anschwitzen lassen, mit der Zwiebel goldgelb anrösten, 1 Eßlöffel Zucker und 20 g Mehl darüberstäuben, $\frac{1}{2}$ Stunde kochen, mit etwas Sahne und einem verquirlten Eidotter binden und abschmecken.

Käsemilchsuppe

40 g Mehl mit 1 Liter Milch, die nach und nach beigegeben wird, glattrühren und unter Rühren 10 Minuten kochen lassen. 2 Eidotter verquirlen, unter Rühren der kochenden Suppe beigegeben, desgleichen 80 g geriebenen Hartkäse (Allgäuer Emmentaler) und 30 g Butter. Der kochenden Suppe reichlich gewiegte Petersilie, so daß

sie fast grün aussieht, beigegeben und sofort anrichten.

Pikante Brotaufstriche

Man kann die Brotaufstriche nach folgenden Rezepten bereiten, entweder in Förmchen oder Schüsselchen pressen oder, was aparter ist, zu Kügelchen geformt anbieten, so daß sich jeder Gast nach Belieben bedienen kann.

Kräuterbutter: Unter 100 g schaumigerührte Butter einen gehäuften Eßlöffel feingewiegte, gemischte Kräuter geben, eine Prise Salz, einige Tropfen Zitronensaft und eventuell einen Eidotter einrühren.

Lachsbutter: Butter schaumig rühren und nach Geschmack mit Lachspaste (oder feingewiegten, durch ein Sieb gestrichene Lachscheiben oder -schnitzel) verrühren.

Meerrettichbutter: Unter 100 g schaumigerührte Butter einen gehäuften Eßlöffel feingeriebenen Meerrettich, einige Tropfen Essig und Zitronensaft, etwas Salz und eine Prise Zucker einrühren.

Tomatenbutter: Unter 100 g schaumigerührte Butter je nach Geschmack 1—2 Eßlöffel Tomatenmark, eine Prise Salz und eine Prise Zucker einrühren.

Winke mit dem Kochlöffel:

- Bevor Tortenböden aus Mürbeteig zum Backen in den Ofen geschoben werden, soll man mehrmals mit einer Gabel in den Teig stechen, damit die Luft entweichen kann und sich keine Blasen bilden können.
- Backpulver soll unter das Mehl gemischt und zusammen gesiebt werden, damit es sich gleichmäßig im Teig verteilt.
- Puddings und Soßen sollen in Aluminiumtöpfen niemals mit einem Schneebesen oder Metalllöffel umgerührt werden, die Speisen werden sonst grau. Benutzen Sie also immer einen Holzlöffel.

Das Gedächtnis bringt es an den Tag

Ein Mensch ohne Gedächtnis ist wie ein „gebranntes Kind“, welches dennoch das Feuer nie scheut. Ohne Gedächtnis gibt es keine Leistung, keinen dauerhaften Kontakt und keine Entwicklung. Es wird damit zu einem lebensnotwendigen Bestandteil der Persönlichkeit. Schlimm wäre es, wenn wir plötzlich nicht mehr wüßten, wie wir heißen, wo wir wohnen und wer uns Lohn oder Gehalt bezahlt. Solche Fälle kommen Gott sei Dank selten vor. Die meisten Menschen besitzen ein mehr oder weniger gut funktionierendes Gedächtnis. Aber jeder macht einmal die Erfahrung, daß es ihn bei dieser oder jener Gelegenheit im Stich läßt. Oder es schlägt uns ein Schnippen und präsentiert uns ein Erlebnis, einen Eindruck, eine Erfahrung, die mit der Wirklichkeit nur wenig Gemeinsames hat: Erfolge und Mißerfolge verschwinden wie ein fehlgesteuerter „Sputnik“ oder „Discoverer“ im Weltall, fallen der Vergessenheit anheim. Kurzum, es können uns so viele Arten von Gedächtnis helfen, hemmen und verwirren...

Oder ist es Ihnen noch nie so ergangen, daß Sie den Namen Ihres Gesprächspartners nicht nur einmal, sondern zwei- und dreimal vergaßen? Vielleicht war Ihnen der Mensch so unsympathisch, weil es sich um einen Kassierer, einen Gläubiger oder einen Rivalen handelte? Oft ist es einem zu peinlich, und man gibt sich nicht die Blöße, indem man ihn ganz einfach fragt: „Wie war doch gleich Ihr Name?“ Schließlich kapituliert man und gibt sich mit einem „Herr“, „lieber Mann“ oder „Freund“ zufrieden. Manchmal kommen auch die phantasievollsten Namenskombinationen zustande. Frau Raureif entpuppt sich als Frau Raubein und Herr Schlot wird in Herr Rauch verwandelt. Peinlich, wenn der Kaufmann die ihm doch längst bekannten Kunden nur mit einem „Guten Morgen“, „Guten Tag“ oder „Guten Abend“ begrüßen kann. Schüler büffeln, aber sie behalten die „verflixten“ Vokabeln nur schwer. Sie alle haben ein schlechtes Namensgedächtnis. Dagegen gehört derjenige, der einmal gehörte Namen wie treffsichere Pistolen auf sein Gegenüber richtet, zu den Zeitgenossen, die „besser dran sind“.

Einer anderen Kategorie gehört der „Zahlenakrobat“ an, der womöglich einmal vernommene Telefonnummern wie ein gut geöltes Uhrwerk herunterschnurrt oder phänomenale Leistungen

im Rechnen vollbringt. Respektvoll bewundert man eine solche „Intelligenzbestie“, aber wie sich oftmals herausstellt, war der Schein trügerisch: Ein ehemaliger Hilfsschüler steht vor einer Kommission von Gelehrten und rechnet wie ein direkter Verwandter des Elektronengehirns. Solche einseitigen „Begabungen“ haben die Fachwelt wiederholt in Erstaunen versetzt, wenn sie zum Beispiel die Aufgabe 347 mal 273 innerhalb weniger Sekunden richtig lösten. Aber sie beschäftigten sich ihr Leben lang nur mit Zahlen, studierten Kalender und Statistiken. Im sonstigen Leben verhielten sie sich wie Kinder. Andere Menschen können sich an Orte, Gesichter, Stimmen und Ereignisse erinnern, sie jederzeit ins Bewußtsein „holen“, sie mögen sonst begabt oder weniger begabt sein. Aber sie sind demjenigen stets um etliche Längen voraus, der konzentriert nachdenken muß, ehe er über sie wie ein Meister verfügen kann.

Herr Müller rief seinen Sohn an und bat ihn, ihm doch so schnell wie möglich seinen Schirm in das Reisebüro zu bringen, wo er arbeitete. Er wollte für einen Tag verreisen und gedachte ganz sicher zu gehen. Draußen regnete es in Strömen, also ein Motiv mehr, um diesen „ehrengewissen“ Auftrag nicht zu vergessen. Kurze Zeit später hörte der Regen auf, die Sonne schien vom blauen Himmel herab. „Wozu denn den Schirm?“ dachte sich später der Herr Sohn... und vergaß die väterliche Anordnung. Der Auftrag des alten Herrn kam ihm höchst ungelegen, denn er saß gerade über einem „toll spannenden“ Buch. Und das war stärker als der Ruf nach dem Regenschirm. So „vergaß“ er, was ihm aufgetragen worden war. Natürlich werden peinliche Dinge gern beiseitegeschoben, wenn sich nur eine Gelegenheit bietet, sie „loszuwerden“. Im tiefenpsychologischen „Jargon“ werden sie „verdrängt“. Mag das Individuum sonst als Mensch mit gutem Gedächtnis bekannt sein, hier spielt ihm ein anderer, nicht das ICH, sondern das ES, das Unbewußte, einen Streich.

Kürzlich hat ein Psychologe noch eine besondere Art, etwas zu behalten oder zu vergessen, entdeckt. Er fand nämlich heraus, daß das, was man bei bestimmten Gelegenheiten behält oder vergißt, eng mit der Persönlichkeit verknüpft ist.

Der recht selbstsicher auftretende technische Angestellte eines Vermessungs-

büros vergaß eigentümlicherweise recht oft Arbeiten zu Ende zu führen, von denen er abgerufen wurde. Dennoch mußte man ihn loben, denn er wußte ganz genau, welche Aufgaben er erledigt hatte. Ähnlich erging es einem anderen Büroangestellten, der stets schüchtern und unsicher auftrat. Auch sein Gedächtnis „funktionierte“ nicht so, wie man es auf Grund seiner Intelligenz von ihm hätte erwarten müssen. Jedoch erinnerte er sich an die nicht beendeten Arbeiten mit größter Zuverlässigkeit, vergaß jedoch bereits erledigte Aufträge, so daß er wie sein Leidensgenosse Lob und Tadel hinnehmen mußte und — wie jener auch — als nicht zuverlässig bezeichnet werden mußte. Was war mit dem Gedächtnis dieser beiden wesensmäßig so verschiedenen Menschen los? Wie kommt es zu den unterschiedlichen „Behaltenseffekten“?

In einer experimentellen Untersuchung wurden dreihundert Jugendlichen, die sich in der Ausbildung befanden, achtzehn schriftlich zu lösende Aufgaben gestellt. Sie waren vielseitig, ließen nur eine Lösung zu und konnten weder als zu schwer noch als zu leicht bezeichnet werden. Damit schuf man einen natürlichen Spannungszustand. Gerade wenn die „Rechenkünstler“ sich mit der Materie befreundet hatten und der Lösung auf der Spur waren, unterbrach man die Arbeit. Im allgemeinen werden unterbrochene Handlungen als unbefriedigend erlebt, während der anfängliche Spannungszustand verschwindet, wenn die Aufgabe ganz gelöst werden kann. Nun traf der Psychologe noch eine Charakteraussage unter den Prüflingen, um den Einfluß charakterlicher Momente auf das Gedächtnis zu untersuchen. Dabei erhielt er zwei Gruppen, die geltungsbestrebt, sehr selbstsicheren Naturen und die mit wenig Selbstvertrauen, also die unsicher ängstlichen Menschen.

Bezeichnenderweise erinnerte sich die Mehrzahl der geltungsbestrebtenden Jugendlichen bevorzugt an die gelösten und beendeten Aufgaben, vergaß jedoch die unerledigten Aufgaben, also solche, die ihnen keinen Erfolg einbrachten. Dieser Typ besitzt ein übersteigertes, unkritisches Selbstwertgefühl, und er trägt einfach keine Einbuße an sozialem Ansehen. Die ihrer selbst recht unsicheren Lehrlinge und Anlernlinge dagegen behielten die unerledigten Aufgaben weitaus besser als die bereits gelösten. Nicht nur der

Die Reklamationen

Lästig — doch notwendig

selbstunsichere Jugendliche traut sich und seiner Leistungsfähigkeit nicht viel zu. Er rechnet aus seinem Wesen heraus mehr mit Mißerfolgen als Erfolgen, während der geltungsbestrebte Mensch, dem „keiner was kann“, selbst Mißerfolge in Erfolge ummünzt oder sie aber vergißt. Beide Typen schätzen jedoch ihre Intelligenz wie auch ihre Leistungsfähigkeit falsch ein; sie machen sich so ein unrichtiges Bild von sich und auch ihrer Umwelt. Während das Wesen des einen selbst dürre und unansehnliche Blätter zum Lorbeerkrantz flicht, welken die Lorbeeren in der Hand des Selbstunsicheren und verwandeln sich in weniger prächtige Blätter. Beide mögen gleich intelligent sein und im allgemeinen ein gleich gutes Gedächtnis besitzen, sie unterscheiden sich dann jedoch wesentlich, wenn es um etwas geht, was mit ihrer Persönlichkeit eng verknüpft ist. Manch einer leidet auch unter einer allgemeinen Gedächtnisschwäche, was zum Beispiel nach Unfällen vorkommt, bei denen der Verletzte eine schwere Gehirnerschütterung erlitt. Eine krasse schulische oder berufliche Überforderung kann mit einer verstärkten Vergeßlichkeit einhergehen. Derjenige, der sich zu viel auflädt, gerät leicht in den Sog des Gedächtnisschwundes.

Hier wie auch in anderen Fällen geben die Fachleute den Rat, sich mutig mit weniger zu bescheiden, sich nicht zu zersplittern, Konzentrationsübungen innerhalb einer gezielten Gymnastik zu machen und sich beim Lernen nicht ablenken und stören zu lassen.

Siegfried Stark

Familie Meier hat ihre neue Wohnung bekommen. Nachdem der Umzug überstanden ist, soll nun die Gemütlichkeit einziehen. Meiers freuen sich schon auf den Augenblick, wo die neuen Dekorationen die Fenster zieren. Aber o weh! Das Ereignis mußte verschoben werden, denn die Schiene, die zum Befestigen nach Maß angefertigt wurde, paßte nicht. Die Änderung konnte nur im Werk erfolgen. Zeitverlust: 10 Tage. Auch die eine Übergardine war dann nicht in Ordnung — zu kurz geraten. Familie Meier regte das alles nicht allzusehr auf — sie hatte in diesen Tagen reichlich Gelegenheit, „Unebenheiten“ festzustellen.

Gewiß vervielfachen sich bei einem Umzug die Möglichkeiten für Fehlausführungen. Doch wer bleibt — auch im normalen Alltag — davon verschont? Am neuen Ofen schließt die Klappe nicht richtig, der Dachdecker wollte schon vor vier Wochen „morgen“ kommen und der in der Reinigungsanstalt vertauschte Pullover hat sich noch immer nicht gefunden. Um zu seinem Teil zu kommen, bleibt einem als einziges Mittel die Reklamation.

Reklamationen haben ihre eigenen Gesetze — wer sie vorbringen muß, fühlt sich meist in einer ungünstigen Ausgangsposition. Aber man sollte sich nicht davon beeinflussen lassen. Eine begründete Reklamation bietet eine Rechtsgrundlage. Das macht zwar die Sache nicht angenehmer, erleichtert ihre Durchführung jedoch erheblich. Und ein etwa gezeigtes „Erstaunen“ oder „Nichtverstehen-können“ des Verkäufers darf den Verbraucher nicht an seiner gerechten Sache irre werden lassen. Es geht um sein Recht und um sein Geld! Daran sollte jede Hausfrau denken, die durch ihre Tätigkeit dem Kummer beim Einkauf und Gebrauch am stärksten ausgesetzt ist. Vor allem darf man eine Reklamation, wie man es so gern bei unangenehmen Dingen tut, nicht auf die lange Bank schieben. Sobald der Fehler erkannt ist, muß die Beanstandung erfolgen. Monate danach kann einem Kaufmann die Anerkennung mit ihren Folgen nicht mehr zugemutet werden.

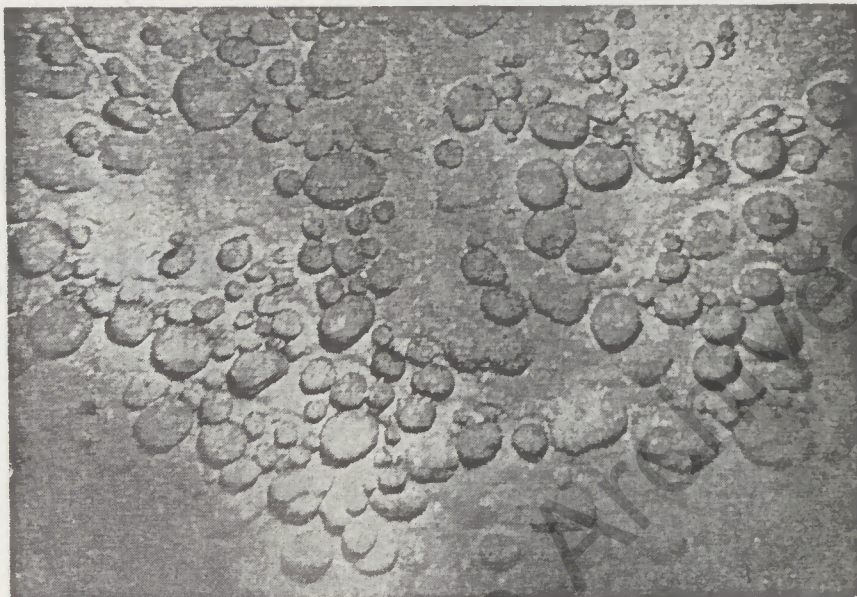
Wer befürchtet, sich bei einer mündlichen Auseinandersetzung zu sehr aufzuregen oder seinem „Stehvermögen“ mißtraut, kann den schriftlichen Weg wählen. Es empfiehlt sich dann, dem Lieferanten gleich mitzuteilen, wie man sich die Erledigung seiner Beschwerde vorstellt. Man kann entweder die Be-

seitigung des Mangels, den Umtausch gegen ein neues Exemplar oder einen Preisnachlaß fordern. Ist bereits ein Schaden eingetreten und nachweisbar, so kann man auf einem Schadenersatz bestehen.

Betonen Sie die rechtliche Seite nicht allzu stark. Appellieren Sie lieber an die Konzilianz des Kaufmannes, der übrigens zumeist die Möglichkeit hat, Reklamationen an seinen Vorlieferanten weiterzugeben. Der wiederum weiß meist schon nach den ersten Anzeichen, wenn einmal in der Produktion etwas danebengegangen ist, und hofft höchstens darauf, daß nur wenige Empfänger den Mangel bemerken oder gar Ansprüche stellen werden. Dessen ungeachtet, wird er sich aber im Interesse seines Rufes zu einer Regelung bereitfinden.

Die Anhäufung von Mängelrügen gehört zu den Nachteilen, die eine Konjunktur und Überbeschäftigung im Gefolge haben. Infolge der Personalknappheit wagt der Firmeninhaber selbst bei offensichtlichem Verschulden von seinen Mitarbeitern keinen Schadenersatz zu verlangen und steht der Menge der Reklamationen mit einer gewissen Resignation gegenüber. Keinesfalls darf nun der Verbraucher zulassen, daß diese unerfreulichen Zeiterscheinungen zu seinen Lasten gehen. Jeder Verkäufer hat Kalkulationsspannen, die es erlauben, gewisse Einbußen wieder auszugleichen. Anders ist es bei uns im Haushalt: Ein Gegenstand, der so große Mängel im Gebrauch aufweist, daß er schnellstens in der Abstellkammer landet, bedeutet einen glatten Verlust — das spürt die Haushaltskasse. Und das sollte gerade, die Hausfrau nicht hinnehmen, für die es noch vor wenigen Jahren eine Selbstverständlichkeit war, daß sie dem Kaufmann ein faules Ei zurückbrachte, wenn er ihr dieses soeben erst als frisches verkauft hatte. Zum guten und gewissenhaften Wirtschaften gehört auch der Mut zum Durchfechten einer berechtigten Reklamation, selbst wenn das einmal Nerven kostet — der Mut hilft hier bares Geld sparen!

Karla Anger



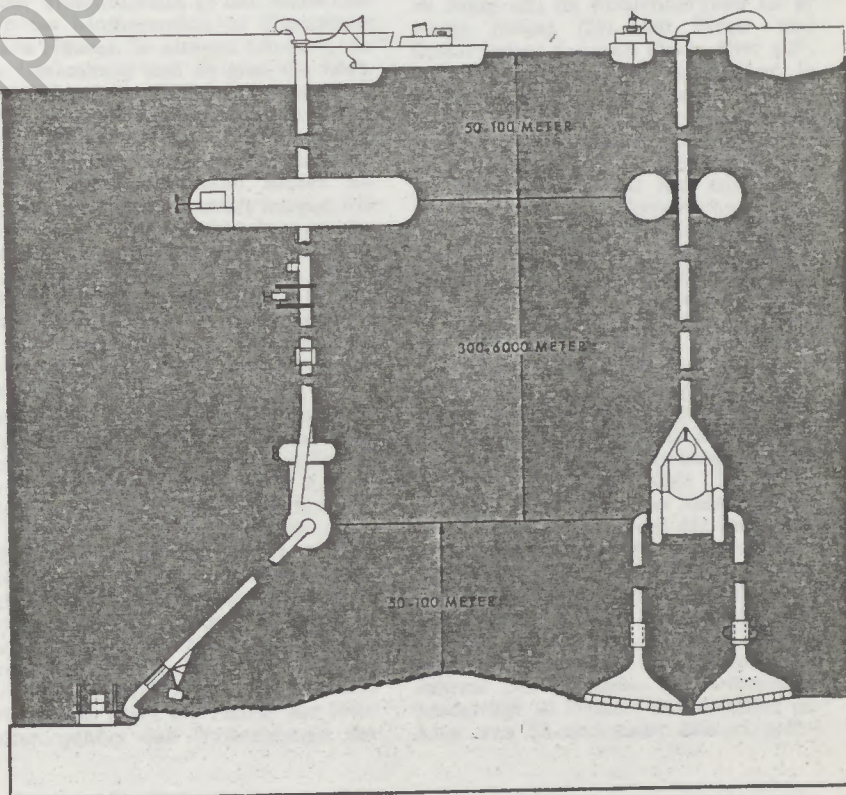
Gesteinsknohlen auf dem Meeresgrund. In Tiefen von oft mehreren Tausend Metern lagern beachtliche Rohstoffreserven, die darauf warten, gehoben zu werden.

Ein Blick in die Zukunft — und auf den Meeresgrund:

Eisen aus dem

Bei allen ozeanographischen Expeditionen sind Gesteinsknohlen gefunden worden, die Mangan, Kobalt, Nickel und Kupfer in verschiedenen Konzentrationen enthielten. Diese Funde verteilen sich über weite Flächen des Meeresbodens, hauptsächlich auf dem Stillen Ozean zwischen Südamerika und Tahiti. Unterwasserphotographien von Ablagerungen zeigen, daß diese Gesteinsknohlen in verhältnismäßig großer Menge vorhanden sind.

Auf Grund der Anhäufung von Gesteinsknohlen und der weiten Streuung von Ablagerungen hat man geschätzt, daß die Ozeane ungefähr 198 Millionen t Gesteinsknohlen enthalten könnten. Bei diesen Mengen würden sogar Knohlen, die nur einen geringen Prozentsatz an Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel und Kupfer enthalten, einen ungeheuer großen Vorrat an diesen lebenswichtigen Materialien darstellen. Im Durchschnitt enthalten die auf dem Meeresboden gefundenen Knohlen 20% Mangan, 15% Eisen und 0,5% Nickel, Kupfer und Kobalt. Über die Bildung dieser Knohlen bestehen einander widersprechende Theorien, aber was auch immer die Wahrheit sein mag, es kann nicht angezweifelt werden, daß sie sich sehr langsam bilden und einige von ihnen sehr alt sind. Aus einem Querschnitt ist ersichtlich, daß sich die Manganablagerungen wie die verschiedenen Hälte einer Zwiebel



So stellen sich die Techniker die Hebung der Meeresschatze vor. Tief reichende Bagger saugen sie vom Meeresgrund an Bord eines Schiffes.

bilden. Man nimmt an, daß 1000 Jahre erforderlich sind, um die Knolle 1 mm größer werden zu lassen. Eine Analyse der Knollen hat gezeigt, daß sie zu den manganhaltigen Erzen gehören und daß sie sich durch Ausfällungen kleiner Teilchen von Mangandioxyd aus dem Meerwasser bilden, die sich auf einer harten Fläche absetzen, z. B. auf Gestein oder Tierskeletten. Einige der gefundenen Knollen hatten sich um einen Haifischzahn oder um eine Walfischrippe gebildet. Mangan kann durch Flüsse oder Ströme ins Meer gelangen oder durch Erosion manganhaltiger Gesteinsausbisse auf dem Meeresboden oder durch den Ausbruch von unter dem Meer gelegenen Vulkanen gebildet sein.

Beobachtungen an Knollen haben gezeigt, daß sich deren Bildung verlangsamt oder ganz aufhört, wenn sie von Ablagerungen auf dem Meeresboden bedeckt werden. In flachem Wasser gibt es meist zahlreiche Pflanzen und Lebewesen, deren Überreste auf den Meeresboden sinken und zur Bildung starker Ablagerungen beitragen. In tiefem Wasser gibt es weit weniger Lebewesen, und organische Teilchen werden oft aufgelöst, bevor sie den Meeresboden erreichen. Obwohl größere Mengen dieser Knollen im Wasser von weniger als 300 m Tiefe gefunden wurden, ist es wahrscheinlich, daß die stärksten Vorkommen in weit größeren Tiefen liegen, wo die Knollenbildung nicht durch Ablagerungen gestört wird.

Für den wirtschaftlichen Abbau der Knollen waren zunächst die Kosten für die Konstruktion und Herstellung von Baggereinrichtungen erforderlich, die in 1500—3000 m Tiefe arbeiten können, wo größere Funde solcher Knollen nachgewiesen wurden. Dazu kämen noch die Kosten für den Transport nach weit entfernten Verarbeitungsanlagen. Angesichts dieser Kosten müßte der Abbau außerordentlich ergiebig und leistungsfähig sein, um die Herstellung von preislich konkurrenzfähigen Produkten für den Markt zu ermöglichen.

John Mero, ein Forschungsingenieur vom „University of California Institute of Marine Research“, hat umfassende Studien über die Lage und Bildung dieser Knollen durchgeführt und Methoden und Einrichtungen vorgeschlagen, mit denen man nach seiner Ansicht einen wirtschaftlich vertretbaren Abbau durchführen könnte. Wir zeigen hier eine Abbildung der von ihm vorgeschlagenen hydraulischen Bagger.

Keine der von Mero vorgeschlagenen Methoden und Einrichtungen ist bisher auf kommerzieller Basis ausprobiert worden, so daß es nicht möglich ist, genaue Antworten auf die Fragen hinsichtlich Kosten, Leistung und Fördermenge zu geben. Aber seine Vorschläge sind ein erster Schritt auf dem Wege, der vielleicht eines Tages eingeschlagen werden muß, um die Rohstoffquellen des Meeres auszubeuten. Sie vermitteln einen Eindruck von den ständigen Bemühungen der Wissenschaft, dem Meer seine Geheimnisse zu entreißen und die reichhaltigen Rohstoffquellen der Menschheit zugänglich zu machen.

(Aus Mobil Umschau, Mobil Oil A. G. Hamburg)

So wohnen die Arbeiter
in der Montanunion

Jeder Fünfte besitzt ein Eigenheim

Jeder fünfte Arbeiter im Bergbau und in der Stahlindustrie in den sechs Ländern der Montanunion ist Eigentümer seines Hauses. In einigen Ländern, die wie Luxemburg und Belgien die höchsten Löhne gewähren, liegt der Prozentsatz der Eigenheimbesitzer sogar noch höher. Dies geht aus einer soeben veröffentlichten sozialstatistischen Erhebung des Statistischen Amtes der Europäischen Gemeinschaft hervor. Mit Hilfe einer Zufallsprobe wurden von den eineinhalb Millionen im Bergbau sowie in der Eisen- und Stahlindustrie beschäftigten Arbeitnehmern 40 000 befragt. Alle Arbeiter wurden in ihrer Wohnung von Interviewern der nationalen Statistischen Ämter aufgesucht.

Diese Erhebung, die für die Orientierung der Hohen Behörde auf dem Gebiet des Arbeiterwohnbaus besonders wertvoll ist, ergab, daß 97 Prozent aller Wohnungen der Montan-Arbeiter zu normalen Wohnzwecken bestimmte Gebäude sind. In den meisten Fällen war ihre Ausstattung zufriedenstellend und oft sogar besser als die der übrigen Wohnungen der gleichen Gegend. 31 Prozent bewohnen Neubauten; dieser Anteil liegt wesentlich höher als bei der Gesamtbevölkerung des jeweiligen Landes. Etwa die Hälfte der Neubauten gehört den Unternehmen der

Montanindustrien oder wurde mit deren finanzieller Hilfe erstellt. Je nach Land bestehen die Wohnungen aus drei (Italien) bis fünf Räumen (Niederlande). Bei einer Haushaltsgröße von vier Personen ergibt sich daraus eine Belegungsdichte von einer Person je Raum einschließlich Küche. Allerdings besteht diese Dichte nur für etwa die Hälfte aller Wohnungen, während in jeder zehnten Wohnung die Zahl der Personen im Verhältnis zur Wohngröße so hoch ist, daß die Wohnung als überbelegt angesehen werden muß. In Italien gilt dies etwa für ein Drittel der von den Montanarbeitern benutzten Wohnungen.

45 000 Arbeiter und ihre Familien, insgesamt 163 000 Personen, leben noch in provisorischen Unterkünften, Baracken, Notwohnungen und ehemaligen öffentlichen Gebäuden. In diesen Notunterkünften wurden für etwa ein Drittel der Haushalte normale Belegungsdichten festgestellt, jedoch ist jede fünfte Wohnung überbelegt. Die 188 000 Montan-Arbeiter, die nicht in ihrem Heimatland beschäftigt sind, wohnen im allgemeinen nicht schlechter als die einheimischen Arbeiter des Aufnahmelandes, aber in allen Ländern ist der Anteil ausländischer Arbeiter in Notwohnungen höher als bei den Einheimischen. Jeder fünfte ausländische Arbeiter ist in Gemeinschaftsunterkünften untergebracht. Diese Unterkünfte gehören meistens den Unternehmen. Das Fazit dieser Unternehmen erbrachte einen Wohnungsbedarf von etwa 180 000 Wohnungen für Arbeiter, die sowohl hinsichtlich der Ausstattung als auch der Belegungsdichte in kritischen Wohnverhältnissen leben. Nach Ansicht des Statistischen Amtes liegt diese Schätzung sehr niedrig, weil nur die Hälfte der befragten Arbeiter den Wunsch ausgesprochen hat, die Wohnung zu wechseln, weil diese zu klein, schlecht ausgestattet, ungünstig gelegen oder in schlechtem Zustand ist.

Der Montanarbeiter ist im Durchschnitt 36 Jahre alt; im Kohlenbergbau ist er etwas jünger (35), der Eisen- und Stahlarbeiter dagegen etwas älter (38). Die Arbeiter der Niederlande und in Deutschland sind relativ am jüngsten: In der Reihenfolge kommen zuerst Belgien und Frankreich mit gleichem Durchschnitt, dann Luxemburg und schließlich Italien mit fast 40-jährigen Arbeitern. In der Gemeinschaft zeigt die Alterspyramide der Montanarbeiter die größte Besetzung bei den Gruppen im Alter von 25 bis 29 und von 30 bis 34 Jahren. Die Pyramide schrumpft — wie alle Alterspyramiden der Länder, die unter dem Kriege litten — bei den Arbeitern von 40 bis 44 Jahren wegen des Geburtenrückganges während des ersten Weltkrieges. Die Kohlenbergleute, die in großer Zahl bereits im jugendlichen Alter (weniger als 20 Jahre) die Grubenarbeit beginnen, scheiden auch früh aus dem Berufsleben aus. Nur 7 Prozent der Bergleute in der Montanunion sind 55 und mehr Jahre alt. In der Eisen- und Stahlindustrie wurde eine umgekehrte Tendenz festgestellt: 6 Prozent der Arbeiter sind weniger als 20 Jahre alt, doch 14 Prozent stehen im Alter von 55 und mehr Jahren. Der deutsche Kohlenbergbau beschäftigt 10 Prozent der Arbeiter im Alter von 55 und mehr Jahren, wäh-

rend man in den französischen Gruben kaum 2 Prozent dieser Altersgruppe zählt.

Auch die Entfernung zwischen Arbeitsstätte und Wohnung, die sowohl den Arbeiter als auch die Betriebe angeht, wurde bei der Befragung ermittelt. 65 Prozent der Montanarbeiter wohnen weniger als fünf Kilometer, 20 Prozent 5–10 km, 11 Prozent 10–30 km und etwa 4 Prozent mehr als 30 km entfernt. Bei 0,2 Prozent der Arbeiter war die Wohnung weiter als 100 km entfernt; es handelt sich hierbei vorwiegend um belgische Bergleute. Im Durchschnitt benötigen die Arbeiter, die weniger als 5 km von ihrem Betrieb entfernt wohnen, etwa 14 Minuten zum Arbeitsplatz, für eine Strecke von 5–10 km 27 und für Entfernungen bis 30 km 47 Minuten. Die Niederländer brauchen durchschnittlich die geringste Zeit. Benachteiligt sind die Italiener: Die erforderliche Zeit für einen Weg bis 10 km beträgt bei ihnen 32 Minuten gegenüber 24 in den Niederlanden und 25 in Frankreich. In Deutschland ist die für die große Entfernung erforderliche Zeit (mehr als 50 km) besonders lang, nämlich fast zwei Stunden. Mit Ausnahme der Niederlande wirkt sich das Wohnungseigentum besonders stark auf die bisweilen großen Entfernungen aus, die ein Arbeiter zweimal täglich zwischen Wohnung und Werk zurücklegt.

Etwas mehr als ein Drittel der Montanarbeiter benutzt für den Weg zum Arbeitsplatz kein Transportmittel. Diese Gruppe ist in Deutschland besonders groß (40 Prozent); sie ist dagegen in den Niederlanden sehr niedrig (15 Prozent). 45 Prozent der niederländischen Arbeiter benutzen das Fahrrad als Beförderungsmittel (25 Prozent in der Gemeinschaft). Der Gemeinschaftsdurchschnitt wird auch in Italien mit 34 Prozent, in Frankreich und in Luxemburg mit 28 Prozent übertroffen. 18 Prozent der französischen Montanarbeiter fahren mit dem Motorrad oder Motorroller zum Werk. Dies ist der höchste Durchschnittssatz in der Montan-Union. Nur ein Prozent aller Arbeiter benutzen einen Privatwagen zur Fahrt an die Arbeitsstätte. Dagegen 11 Prozent ein anderes öffentliches Transportmittel als die Eisenbahn und 3,5 Prozent die Eisenbahn. Die mit dem Fahrrad zurückgelegte durchschnittliche Entfernung beträgt für die Gemeinschaft etwa vier Kilometer. Das Motorrad oder der Roller werden für eine durchschnittliche Entfernung von fast 7 km benutzt. Bei größeren Entfernungen — etwa 22 km — kommen die Eisenbahn oder betriebseigene Transportmittel in Frage.

Diese besonders wertvolle sozialstatistische Erhebung, die den Lebensstandard widerspiegelt, setzt die auf Anregung der Hohen Behörde durchgeführten Studien über Löhne und Nominaleinkommen, Realeinkommen und Wirtschaftsrechnungen der Arbeiterfamilien fort. Sie kommt in erster Linie dem Arbeiterwohnungsbau zugute, der von der Hohen Behörde durch Mithilfe bei der Finanzierung gefördert wird. Die Auswertung, die wir Prof. Wagenführ und seinem Mitarbeiter Cavanier verdanken, stellt außerdem eine „mögliche Grundlage einer europäischen Arbeiterwohnungspolitik“ dar.

50 JAHRE TREUE ZUM WERK

Nun hat auch unser Reisholzer Werk seinen ersten 50jährigen Arbeitsjubiläum. Nachdem im Oberbilker Werk bereits zwei Mitarbeiter ihre 50jährige Zugehörigkeit zum Werk stolz feiern konnten, ist Heinrich Wadenpohl bisher der erste in Reisholz, der unserem Werk ein halbes Jahrhundert die Treue gehalten hat. Zahlreiche Ehrungen würdigten an seinem Jubiläumstag die Verdienste, die sich Heinrich Wadenpohl in täglicher Arbeit um seine Kollegen und das Werk erworben hat.

Am 20. Oktober 1897 geboren, trat Heinrich Wadenpohl im Jahre 1912 als kaufmännischer Lehrling bei der Preß- und Walzwerk AG — so hieß unser Werk damals — ein. Nach einer anschließenden kurzen Zeit als Hilfsbeamter folgte er, so steht es in einem früheren Zeugnis wörtlich geschrieben, „dem an ihn ergangenen Befehl unter die Fahnen“. Nach zweimaliger Verwundung kehrte Heinrich Wadenpohl am 1. Februar 1919 in unser Unternehmen zurück. Zwei Jahre später heiratete er. Aus der Ehe gingen zwei Töchter hervor.

In der neu geschaffenen Abteilung Lohnbuchhaltung arbeitete Heinrich Wadenpohl als Sachbearbeiter, später als Gruppenleiter. 1941 wurde er zum Stellvertreter des Leiters der Lohnbuchhaltung ernannt, um bereits im Jahre 1943 inoffiziell und ab Februar 1945 offiziell als Vorsteher und Leiter die Lohnbuchhaltung zu führen. Am 20. November 1947 schließlich erfolgte seine Ernennung zum Handlungsbevollmächtigten.

Die schweren Kriegs- und Nachkriegsjahre der zwei Weltkriege, Streiks



und Aussperrungen in der Zeit der Weltwirtschaftskrise haben auf dem personellen Sektor zu erheblichen Schwierigkeiten geführt, die überwunden werden mußten. Nach dem zweiten Weltkrieg, als wir von den Alliierten keine Arbeitserlaubnis erhielten, leitete Heinrich Wadenpohl den Einsatz unserer Belegschaftsmitglieder bei fremden Firmen wie Carborundum, Eikomag, Hille und Müller oder RWE. Damit wurde es uns möglich, bei der Wiederaufnahme der Produktion über einen eingearbeiteten Stamm bewährter Mitarbeiter zu verfügen. Alle in diesem Zusammenhang anfallenden Arbeiten leitete Heinrich Wadenpohl.

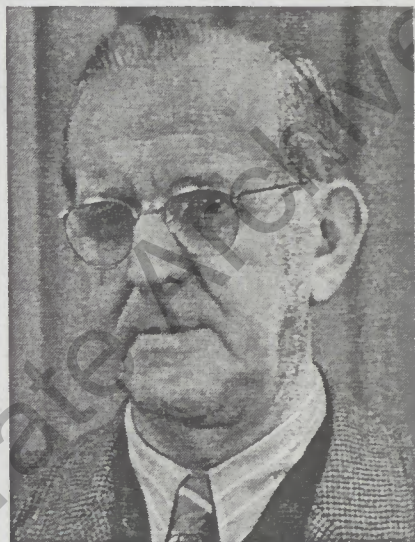
Dann kam die Zeit des Aufbaues und der Modernisierung der Lohnbuchhaltung. Erinnern wir uns nur an die Einführung des Lochkartenverfahrens, die analytische Arbeitsbewertung, die Umstellung der wöchentlichen Lohnzahlung auf 14tägige und monatliche Lohnzahlung und seit einigen Jahren die Anstrengungen bei der Beschaffung von Arbeitskräften.

Bei einer Würdigung der Leistungen Heinrich Wadenpohls darf man die menschlichen Probleme nicht vergessen, die ihm stets am Herzen gelegen haben. Sein besonderes Anliegen war es, krank gewordenen, langjährigen Mitarbeitern einen für sie finanziell wie auch arbeitsmäßig tragbaren Arbeitsplatz zu geben. Stets hatte er ein offenes Ohr für die Sorgen und Nöte aller. Immer war er bemüht, zu helfen.

Für seine Treue zum Werk wurde er am 3. Mai mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

UNSERE JUBILARE

40 jähriges Jubiläum



Hermann Böckler
Werk Oberbilk

25 jähriges Jubiläum



Hans Rath
Werk Oberbilk



Fritz Roehrbein
Werk Oberbilk



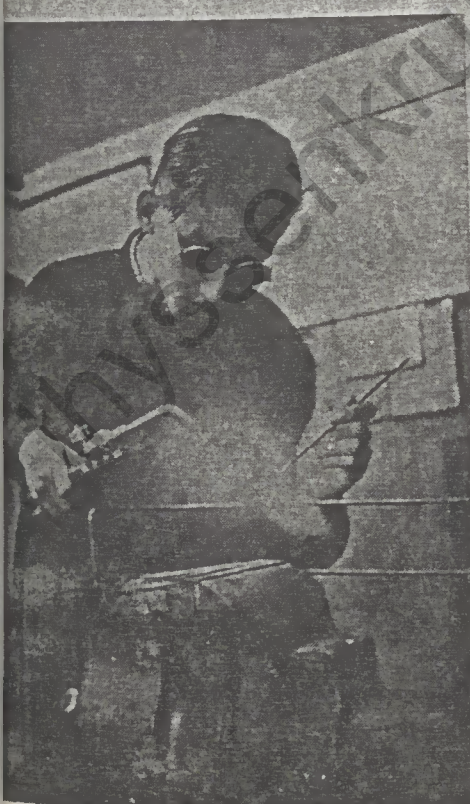
Hermann Pukies
Werk Oberbilk



Hans Kemmann
Werk Reisholz



Vor wenigen Wochen betraten sie recht schüchtern zum ersten Male unser Werk. Unterdessen haben sich unsere neuen Lehrlinge bereits gut eingewöhnt. Wer es nicht glaubt, der betrachte die Bilder.



Besuch in einer Tuch- Fabrik

Zu einer Besichtigungsfahrt nach Aachen im Rahmen unseres Ausbildungsprogramms brachen an einem schönen Wintertag unsere jüngsten Werksangehörigen des ersten und zweiten Anlernjahres unter der sachkundigen Leitung von Dipl.-Kaufmann Urban auf. Daß sie auf dieser eintägigen Sonderfahrt ihren Gesichtskreis erweitern konnten, beweist der Bericht vom Besuch einer Aachener Tuchfabrik, den sie gemeinsam zusammengestellt haben.

Das Wort Textil kommt vom lateinischen Wort *texere*, das heißt weben. Unter Textilien oder Textilwaren versteht man Waren, die durch Weben oder Wirken hergestellt werden.

Die Wollfaser gewinnt man aus dem Haarkleid verschiedener Säugetiere. Das Haar dieser Tiere ist mehr oder weniger gekräuselt, fein und weich, lang oder kurz, oft auch grob und spröde. Die Hauptwollgeber sind Schafe, Ziegen und Kamele. In unserer einheimischen Industrie wird überwiegend Schafwolle verwendet. Bei den Schafassen unterscheidet man das Höhen- und das Niederungsschaf. Die Wolle des Höhenschafes ist kurz und stark gekräuselt. Man stellt aus ihr kurzfasrige Stoffe, z. B. Tuche und Flauschstoffe, her. Die Wolle des Niederungsschafes ist länger und weniger

gekräuselt. Sie dient zum Anfertigen von langfädigen und glatten Kammgarnstoffen.

Die Schafe werden von Hand oder maschinell geschoren. Das Haarkleid wird dem Tier zusammenhängend als Vlies abgenommen, dessen Wollwert nicht an allen Stellen des Tieres gleich ist. Am besten ist die Wolle, die an den Seiten, an den Schultern und am Hals des Tieres sitzt.

Deutschland hat keinen großen Bestand an Schafen. Der Bedarf an Wolle muß hauptsächlich aus dem Ausland eingeführt werden. Hauptlieferanten sind: Südamerika, Australien und Afrika.

Unter Spinnen versteht man das Bilden eines Fadens durch Zusammen-drehen von Fasern. Der Faden, der zuerst entsteht, ist rau und locker. Durch stärkeres Drehen wird er dünner, fester, glatter, gleichmäßiger und runder.

Bevor die Wollfaser aber gesponnen werden kann, müssen Fett und Schweiß, die durch die Wäsche vor der Schur nicht entfernt werden konnten, nochmals ausgewaschen und ausgespült werden. Danach müssen alle pflanzlichen Reste, die noch in der Wolle hängen, durch Karbonisieren zerstört werden. Man trinkt die Wolle mit verdünnter Schwefelsäure. Beim Erhitzen verkohlen die pflanzlichen Teile, die Rückstände werden herausgeklopft. Jetzt wird sie wieder leicht geölt, gelockert und in der Krempelmaschine zum Flor verarbeitet. Nach dem Krempeln folgt das Bilden von Bändern, das Doppeln und Strecken der Bänder und das Feinspinnen, wodurch das feine, festgedrehte Kammwollgarn gewonnen wird.

Endlich kann nun das Weben beginnen. Unter Weben versteht man das Bilden einer Stofffläche durch Verkreuzung von Längs- und Quersfäden im rechten Winkel. Bei groben Stoffen kann man diese beiden Fadensysteme deutlich unterscheiden.

Die senkrecht laufenden Längsfäden heißen Kettfäden, die Quersfäden werden Schuß- oder Einschlagfäden genannt. Der Schußfaden ist ein einzelner langer Faden, der in einem Schützen aufgespult liegt. Die leere Spule wird selbstständig abgestoßen und eine volle Spule wird eingelegt. Der Schützen wird automatisch durch das Webefach von links nach rechts eingetragen und die folgende Reihe umgekehrt. Durch die Umkehrung entstehen an den beiden Seiten feste Kanten, die Rand- oder Leistenkante, auch Selbkante genannt. Der Schußfaden liegt je nach der Webart bald über, bald unter den Kettfäden. Die Anzahl der Kettfäden ist abhängig von der Breite des Stoffes, die Länge der Kettfäden von der Stofflänge. Die Art und Weise, wie Kett- und Schußfäden miteinander verflochten sind, nennt man Bindung.

Die Vorbereitung zum Weben ist: Das Abmessen der Kettfäden auf eine bestimmte Länge. Diese Arbeit nennt man auch Schären. Die Fäden werden von vielen Spulen zugleich abgezogen. Durch eine bestimmte Anzahl von Umdrehungen werden die Fäden auf eine gewünschte Länge gebracht. Durch das Schlichten der Kettfäden (Stärken und Leimen), soll die Kette während des Webens gegen Reibung, Zug- und Web-

ladenschlag widerstandsfähiger gemacht werden. Die Maschine zieht die Kettfäden automatisch durch die Litzenösen des Webgeschirrs und durch den Kamm der Weblade und bäumt sie auf den Warenbaum auf. Wenn die Ware vom Webstuhl kommt, fehlen ihr noch Eigenschaften, die sie vollenden, verschönern, veredeln und für den Käufer begehrenswerter machen sollen. Diese Ausrüstungs- oder Veredlungsarbeiten, die noch vollzogen werden müssen, richten sich nach der Art und Güte des Materials, dem Verwendungszweck, den Wünschen des Käufers und nach der Mode. Einige Nacharbeiten werden aber unabhängig vom Rohmaterial ausgeführt.

Alle Stoffe, die vom Webstuhl kommen, laufen über einen Schautisch und werden hier auf etwaige Fehler geprüft, denn je früher die Fehler bemerkt werden, um so feiner können sie beseitigt werden.

Da die Stoffe oft durch Staub, Maschinenölflecken und Kreide verschmutzt sind, ist das Waschen eine wichtige Verschönerungsarbeit. Ferner müssen alle Stoffe, die in zarten oder reinen Farben gefärbt werden sollen, weiß sein. Dafür ist aber ein besonders weiches Wasser nötig.

Dichtes, haariges Aussehen erzielt man durch die Fähigkeit der Wolle, sich zu verfilzen. Die Ware wird gewalkt. Beim Walkprozeß durchlaufen die Stoffe in zusammengeraffter Form große Ringe, während eine besondere Säure auf sie einwirkt. Diese Säure, nebst warmem Wasser, das sich in der Walkmaschine befindet, bewirkt eine Zusammenziehung und Verfilzung des Gewebes, wie man es auch bei Wollpullovern, wenn sie zu heiß gewaschen werden, beobachten kann. Die feinen Wollfasern verwirren sich und haken sich fest ineinander. Die Stoffe verlieren durch das Walken ungefähr ein Drittel der Länge und Breite.

Da der Stoff beim Waschen nicht glatt bleibt, wird er gebügelt. Nach dem Spülen wird der Stoff auf einem galgenartigen Gestell entwirrt und aufgerollt. Jetzt wird er gebügelt, indem er durch mehrere heiße Walzenpaare läuft. Durch Rauhen will man einen Stoff weicher und wolliger machen. Man rauht mit Walzen, die einen feinen Kratzbeschlag haben, die Oberfläche des Stoffes so lange auf, bis er eine weiche Haardecke bekommen hat. Die Haardecke der gerauhten Stoffe wird feucht gebürstet und umgelegt. Die Stoffe bekommen so „Strich“. Da die Haardecke nicht gleichmäßig lang ist, wird der Stoff auf eine bestimmte Länge geschert. Ehe die Stoffe in den Handel kommen, werden sie mit heißen Dämpfen und mechanischem Druck vorgerichtet, dadurch schrumpfen sie ein. Wenn dieser Arbeitsvorgang in der Tuchfabrik versäumt wird, läuft der Stoff nachher beim Käufer nach der Wäsche oder dem ersten Regenguß ein. Beim Bügeln erhielt der Stoff einen unnatürlichen Glanz. Da dieser unnatürliche Glanz bei Regen oft Flecken verursacht, leitet man die Stoffe über vielfach gelochte Walzen oder Tische, denen ständig heiße Dämpfe entströmen. Nach dieser Behandlung, man nennt dies Dekatieren, bleibt nur ein natürlicher Glanz, der aber keine Flecken hinterläßt.

RUHRFESTSPIELE

1962

Romeo und Julia

Shakespeares unsterbliches Traverspiel steht als Eigeninszenierung der Ruhrfestspiele, eingerichtet vom Düsseldorfer Intendanten Karl-Heinz Stroux, im Mittelpunkt und wird dreißigmal über die Bretter gehen. Der uralte Stoff, den der große englische Dramatiker auch seinerseits schon vergilbten Geschichtsbüchern entnommen und 1593 zum erstenmal auf die Bühne gestellt hat, wurde bis in die neueste Zeit hinein immer wieder neugestaltet: in Romanen, Novellen, Opern, als Ballett, symphonische Dichtung und im Film.

Müssen wir den Inhalt erzählen, heute, wo es gang und gäbe ist, auf der Durchreise in Verona das „Haus der Julia“ zu besuchen? Dort nämlich, in der milden, italienischen Luft und unter den temperamentvollen südlichen Menschen hat der Dramatiker aus dem Norden seine Gestalten angesiedelt, läßt er die leidenschaftliche, reine Liebe der beiden Kinder aus zerstrittenen adeligen Häusern entstehen. Mitten im Geklirr der Waffen, das aufklingt, sobald sich Angehörige der feindlichen Häuser treffen, und trotz hoher Palastmauern, die einen Familiensitz wehrhaft vom andern abschließen, erwächst die Idylle. Romeo überspringt die Mauer und gewinnt Julia.

Zarteste lyrische Szenen, zum Schönsten abendändlicher Dichtung gehörig, wie das Zwiegespräch der heimlich Vermählten früh vor Tage, werden ihren Zauber auch auf uns ausüben. Aber daneben sollten wir den uns unmittelbar betreffenden Anruf nicht überhören, die auch wir durch eine hohe Mauer von den Nachbarn getrennt sind und täglich bangen müssen, daß nicht in den Straßen von Berlin Brüder auf Brüder schießen wie in den Gassen von Verona. Wir dürfen sicher sein, daß die Inszenierung der Ruhrfestspiele diesen uns alle berührenden zeitnahen Bezug anklingen lassen wird.

Die Weber

von Gerhart Hauptmann, wurden im Jahre 1894 in Berlin uraufgeführt und platzten mit ihrer lebens echten Wiedergabe des — schon damals der Vergangenheit angehörenden — Elends in den schlesischen Weberdörfern mitten hinein in die sozialpolitischen Auseinandersetzungen im wilhelminischen Deutschland am Ausgange des Jahrhunderts. Wie explosiv der Stoff damals wirkte, dafür nur ein Beispiel: Kaiser Wilhelm II. kündigte sein Abonnement am Deutschen Theater auf! Heute — fast 70 Jahre später, empfinden wir Hauptmanns Stück als ein Historiengemälde, das immer noch bewegend und ergreifend, seinen streitbaren Charakter gottlob eingeblüht hat. Eingeblüht zumindest bei uns — es gibt auch auf unserem Kontinent noch Gebiete genug, aus denen soziale Anklagen zu hören sind!

Die Inszenierung liegt in der Hand des Bochumer Intendanten Hans Schalla, der sich mit seinem Ensemble damit im Hauptmann-Gedenkjahr zum zweitenmal einem Werke des Dichters widmet.

Held des Stückes ist nicht ein einzelner, sind die vielen Weber, die zu einer Zeit, da andernorts schon Maschinen billige Webwaren herstellten, in Heimarbeit webten und dafür von Mal zu Mal vom Fabrikanten weniger Geld bekamen. Es reicht schon nicht mehr für das allerdürftigste Leben aus, obwohl von früh bis spät und von der ganzen Familie geschuftet werden muß. Gänzliche Verständnislosigkeit des Fabrikanten und seiner Mitarbeiter, die Ankündigung neuer Kürzungen und endlich die Heimkehr des Soldaten, dem im städtischen Leben die Augen für das Elend in den Weberdörfern aufgegangen sind, führen zum Aufbruch. Die Villa des Fabrikanten ist das Ziel, der jedoch entkommt. Die Obrigkeit weiß sich nicht anders zu helfen als durch Militär. Gerade der fromme, den Aufbruch verabschauende Webermeister Hilse wird das Opfer einer Kugel.

Die Eindringlichkeit und Farbechtheit der Menschenschilderung des damals kaum 30-jährigen Hauptmann kam aus dem Erleben des eigenen Großvaters, der Weber war, sowie aus tiefem Mitleid. Sein Drama trug ihm einen Weiterfolg ein, wie es ganz gewiß auch dazu beigetragen hat, die zur Zeit der Uraufführung noch in sehr schüchternen Anfängen befangene soziale Frage der Lösung näher zu führen, die uns heute selbstverständlich ist.

Zeit der Schuldlosen

von Siegfried Lenz

Inszenierung Imo Moszkowicz, Württembergisches Staatstheater Stuttgart.

Die Fabel ist einfach: neun Männer, der Hoteller, der Drucker, der Bankmann, der Bauer, der Ingenieur, der Lastwagenfahrer, der Student, der Konsul und der Arzt — alles Bürger eines von einem Gouverneur diktatorisch regierten Landes, sind von der Straße weg verhaftet und mit einem Manne zusammengesperrt worden, der auf den Machthaber ein Attentat versucht hat. Die neun Schuldlosen sollen wieder frei sein, sobald sie den Attentäter Sason zur Preisgabe seiner Hintermänner veranlaßt oder ihn zur Mitarbeit im Regierungslager gewonnen haben. Beides will ihnen weder durch Überredung noch durch Handgreiflichkeiten gelingen, denn Sason nahm die Tat auf sich, um die Tyrannei zu stürzen, und kann sein Werk nicht durch Preisgabe der Mitverschwarenen gefährden. Die neun Schuldlosen aber fühlen sich von ihren Alltagsgeschäften bedrängt, Hunger, Durst, Schlaflosigkeit und Nichtverstehen quälen sie. Am neuen Morgen finden sie den Attentäter tot, erwürgt von einem von ihnen. Wer tat es? „Es spielt keine Rolle mehr, wer es war. Wir alle haben an diese Möglichkeit gedacht. Jeder von uns hat sie in Gedanken vollzogen. Darum sind wir alle beteiligt“, sagt der Student. Sie können heimgehen — nun nicht mehr als Schuldlose.

Vier Jahre später — die Macht ging inzwischen an die Partei des toten Attentäters über, sind acht der damals Eingekerkerten (der neunte starb durch eigene Hand) wieder der Freiheit beraubt, denn der Tod Sasons soll an dem, der ihn damals herbeiführte,

Die Ruhrfestspiele 1962 finden in der Zeit vom 15. Mai bis 15. Juli statt. Sie setzen uns in fünf Schauspielen ein Programm vor, das es in der Ballung seiner zeitnahen Bezüge noch nicht gab. Sie erweisen ihr Theater damit als moralische Anstalt zeitgenössischer Selbstbesinnung und stellen es in den Dienst der hohen Aufgabe, unser politisch-moralisches Bewußtsein wachzuhalten. Lassen wir es uns darum gefallen, daß die heiteren Spiele in diesem Jahr fehlen.

Drei zeitgenössische Autoren: der Franzose Albert Camus mit „Der Belagerungszustand“, der Schweizer Max Frisch mit „Andorra“ und der Deutsche Siegfried Lenz mit „Die Zeit

gerächt werden. Der Richter tritt aus ihren eigenen Reihen hervor, es ist der Student, der seit jener Gefängniszeit in den Reihen des nun siegreichen Widerstands gekämpft hat. Vor seinen Augen beschuldigt einer den anderen, sucht jeder die eigene Unschuld zu beweisen, bis der Bauer, ein schlichter, anständiger Mensch, bereit ist, die Schuld auf sich zu nehmen. Aber während die meisten froh sind, dadurch die Freiheit zu gewinnen, zögert der Richter, und schließlich führt der Konsul, der nur dem Anscheine nach alles ironisiert, in Wahrheit aber zutiefst betroffen ist, mit der gegen sich selbst gerichteten Waffe die Lösung herbei.

Das Stück des jungen deutschen Autors, der sich damit nach Romanen und Hörspielen zum erstenmal auf die Bühne begab, war ursprünglich auch als Hörspiel geschrieben und kann seine Herkunft nicht verleugnen. Aber wer hören kann und sich der eindringlichen Stuttgarter Inszenierung anvertraut, wird begreifen, was den Dichter hautnah bedrängte, als er seine neun Männer und ihren Widerpart um die Deutung der Begriffe Schuld und Schuldlosigkeit ringen ließ. Auch wir, dem totalitären Regime entronnen, pochen ja so gern auf unsere Schuldlosigkeit und müssen doch, zumal im Gedanken an den 20. Juli 1944, zugeben: „Heute kann man nur unschuldig sein, wenn man eine gewisse Schuld auf sich nimmt“, wie Sason sagt.

Der Belagerungszustand

Das Stück des Franzosen Camus „Der Belagerungszustand“, als Roman unter dem Namen „Die Pest“ bekannt, wurde schon 1960 einmal in Recklinghausen auf die Bretter gestellt und soll uns nun, als Eigeninszenierung der Ruhrfestspiele, vom Berliner Regisseur Hans Lietzau, aus neuartiger Sicht vorgestellt werden.

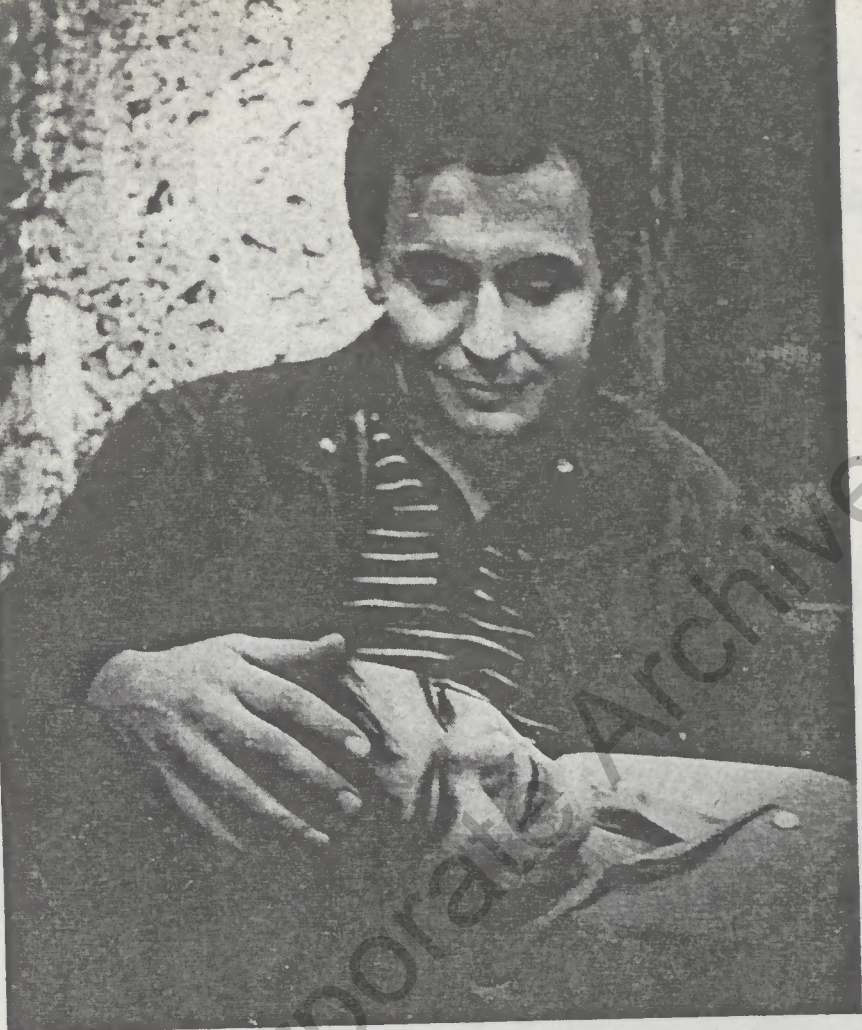
Wir rufen den Inhalt kurz in der Erinnerung unserer Leser zurück: Der Belagerungszustand wird über eine blühende spanische Stadt verhängt — nicht von einer irdischen Macht, sondern von der Pest. Obwohl gewarnt, gehen die Bürger ihrem Alltagsleben, dem Markt, den Lustbarkeiten weiter nach, bis ein Schauspieler auf offener Bühne erstes Opfer wird. Als uniformierter Mann erscheint die Pest, begleitet von der Sekretärin (dem Tod), selbst in der Stadt. Die Regierenden müssen abtreten, die Pest errichtet allmählich unter dem Druck der Todesangst ein totales Regiment, gekennzeichnet durch den Knebel, den jeder im Munde tragen muß. Männer werden von Frauen getrennt, Liebe ist verboten, ein sinnloser Verwaltungsapparat peinigt das Volk, während allenthalben die Leichenkarren rollen. Auch der junge Diego hat Angst und versucht zu fliehen, bis er in einer großen Auseinandersetzung mit der Sekretärin, die auch ihm bereits die Pestmale aufgedrückt hat, endlich erkennt, daß auch Schreckensregimente ihre Grenzen haben, „weil im Menschen — schauen Sie mich an! — eine Kraft wohnt, die ihr nicht ausrotten könnt, ein klarer, aus Angst und Mut gemischter, blinder und auf immer siegreicher Wahn-

der Schuldlosen" haben aus der jüngsten Vergangenheit Lehren gezogen und sie in dramatischen Abzügen "veranschaulicht", die uns anrühren und erschüttern werden — hoffentlich recht viele von uns! Zwei klassische Stücke kommen hinzu (denn German Hauptmann dürfen wir wohl zu den Dichtern rechnen), Shakespeare's „Romeo und Julia“ mit der durch die Mauer der Familienfeindschaft getrennten Liebenden, und Hauptmann's „Der Weber“ — historische Dramen in die Zeiten, da die Auseinandersetzung mit der sozialen Frage begann. — Der vorjährige Inszenierung von Strindberg's „Wallenstein“ wird für die Jugend wiederholt.

sinn. Diese Kraft wird sich erheben, und dann werdet ihr erkennen, daß der Falschmestler Rauch war." Diego heißt: ein Mann den Knebel aus dem Munde. Die andern befreien sich selbst und vom Wahn der wehl plötzlich frischer Wind: Die Macht der Pest ist gebrochen. Zwar wird Diego noch ihr Opfer und muß die Braut lassen. Aber die verjagten Stadtväter kehren zurück. Das Leben lenkt wieder in alte Bahnen. Daß die neue, unter so schweren Umständen gewonnene Freiheit nicht wieder verloren gehe, das will uns die Neuinszenierung die Aufgabe zudiktieren, oder, auf bühnenphilosophisch ausgedrückt: daß diejenigen, die in Freiheit leben dürfen (während die andern es nicht können) diese Freiheit würdigen als höchstes Gut würdigen und für sich Opfer zu bringen bereit sein sollten.

Andorra

Ein neues Stück des Schweizer Autors Max Frisch „Andorra“, im November vorigen Jahres erst in Zürich aus der Taufe gehoben und sehr gelobt, inzwischen auch in München, Frankfurt und Düsseldorf mit großem Erfolg gezeigt, soll uns vorgestellt werden, und zwar in der neuesten, der von einer neu eingerichteten Berliner Fassung, die der „Zeit der Schuldlosen“ und dem „Zustand der Freiheit“ ist es das dritte der letzten modernen Stücke und vermutlich das zwingendste. Denn einmal ist Frisch ein gewiegter Theatermann, der neben einem anderen wie Camus bestehen kann, und dann, der andere geht vom Stoff selbst, der Frisch Tode gehetzten (vermeintlichen) Juden ein starker Zwang zum Hinhören aus. Die Leute von Andorra — so heißt der Ort, in dem Frisch's Menschen wohnen — sind eigentlich gar nicht böse und tun niemandem etwas zu Leide. Sie leben in ihr alltägliches Dasein nur nach den ausgerichteten Vorstellungen und Gesetzen, die immer so waren, und die sie eingeben, daß eben auch ein Jude sein muß, wie er in ihrer Bilderwelt zu sein hat. Der kleine Junge, den der Lehrer aufwachsen und aufgezogen hat, ist, wie man sagt, ein vor Verfolgung geflüchtetes jüdisches Kind aus dem Nachbarort. Man den Juden nachstellt. Und je das Kind wird, desto deutlicher vermehrt Andorra's jüdische Eigenschaften zu entdecken. Was bei den eigenen dem Spaß ist — beim Knaben Andorra's Freiheit, was bei anderen Jungen als Fleiß gelobt wird, nennt man bei Geschäftsliebe. Als er Handwerker werden will, lehnt man's ihm ab, weil zum Krämer geboren. Kein Wunder, wenn der Junge allmählich abseits steht und sich nach und nach mit dem vorurteilvollen Bild gleichsetzt. Als er die Lehren der Barbin liebt, seine vermeintliche Schwester, muß ihm der Vater gestern er ihn nur als jüdisches Kind ausgesprochen hat, um dahinter zu verbergen, daß der Junge sein eigener, außerehelicher Sohn ist. Aber da ist es zu spät, Andri bleibt Jude, für den man ihn die ganze Zeit hielt, und sein tragisches Geschick endet sich, als die Judenverfolger eindringen.



Größtes Interesse fand beim Publikum die deutsche Erstaufführung von Max Frisch's neuem Stück „Andorra“ im Düsseldorfer Schauspielhaus. Karl Heinz Martell spielt die Hauptrolle, den Andri, und Hannelore Fischer die Barbin. Bei den Ruhrfestspielen wird Karl Heinz Martell den Romeo spielen. — In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß zahlreiche Unternehmen, unter denen sich auch unser Werk befindet, sich finanziell am Gelingen der fruchtbaren Kulturarbeit beteiligen, die mit den Ruhrfestspielen geleistet wird.



In Shakespeares Schauspiel „Das Wintermärchen“ spielt Evelyn Balser im Düsseldorfer Schauspielhaus die Rolle der Perdita. Auf unserem Bild sieht man sie zusammen mit (v. l. n. r.) Wolfgang Arps, Waldemar Schütz (von seinem Hut verdeckt) und Adolf Dell. Bei den Ruhrfestspielen in Recklinghausen wird Evelyn Balser in der Stroux-Inszenierung von „Romeo und Julia“ die Julia spielen.



Im Süden des Burgenlandes, dicht an der ungarischen Grenze, liegt das Städtchen Schläining mit seiner 500 Jahre alten Burg

Wo die Pußta beginnt...

Aufzeichnungen
einer Ferienreise

Wer als Ferienzziel Österreich wählt, bevorzugt meist das vielbesungene Salzkammergut mit seinen mächtigen Gebirgszügen und blaugrünen Seen, er besucht das sonnige Kärnten oder die grünen Hügel der Steiermark.

Ostwärts des Salzburgerlandes, hinter dem „Gesäuse“, gibt es ein noch fast unbekanntes, reizvolles Feriengebiet, das wir auch von Wien kommend, über das Leithagebirge erreichen — das sagenumwobene, stille Burgenland mit dem Neusiedler-See.

Es wird erzählt, das Land verdanke seinen romantisch-klingenden Namen den zahlreichen, behäbig hinter weiten Park- und Grünanlagen versteckten Kastellen und den verträumten Arkadenhöfen; andere meinen aber, die vielen mit „burg“ endenden Namen wie Matersburg, Draßburg, Wieselburg usw. seien bei der Namensgebung ausschlaggebend gewesen.

Einst wurde das Land durch Kriege und Epidemien verwüstet und entvölkert. Zahlreiche Kapellen und Bildsäulen am Wege künden noch heute von diesen düsteren dramatischen Höhepunkten seiner turbulenten, wechselvollen Geschichte.

Wer dieses historisch und kulturge-schichtlich so reiche, blühende Land

gesehen und erlebt hat, kann sich kaum mehr seinem Zauber entziehen.

Schon bei der Anfahrt nach Eisenstadt über die sanften Bergrücken des Rosaliengebirges ahnt man in weiter Ferne die Ruster Höhen mit dem dahinterliegenden See und die endlose Ebene. In der Landeshauptstadt wirkte Josef Haydn von 1760 bis 1790 als fürstlicher Kapellmeister. Ein Denkmal ist ihm zu Ehren in der Wallfahrtskirche Maria Einsiedl errichtet. Mit Eisenstadt verbunden sind auch die Namen des berühmten Arztes Dr. Semmelweis und der Tänzerin Fanny Elßler. Das prächtige Schloß und der Park des Fürsten Esterhazy verlohnen einen Besuch. Große Baumeister wie Lukas von Hildebrandt u. a. m. haben hier und im ganzen Lande unvergängliche Kunstwerke geschaffen.

Verlassen wir die gemütliche Stadt gen Süden zu über Trausdorf und St. Margarethen, begleiten uns weite Weinfelder, üppige Kirschbaumalleen winden sich ins Land, riesige Herden scharen sich um die alten Ziehbrunnen der Pußta und geben der Landschaft bereits ein fremdartig-östliches Gesicht.

Bald erreichen wir Rust, ein weinseliges barockes Städtchen, das sich nicht

nur durch seinen edlen Rebensaft Welt-
rum erworben hat. Jedes seiner sau-
bereren, altehrwürdigen Häuser beher-
bergt auf seinem Dachfirst Freund
Adebar. Hier trinkt man im Wein-
stüberl bei Kerzenlicht und schluchzen-
der Geige einen Krug des heißen,
sonnengebräuten „Ruster“.

Das Außergewöhnliche des Burgenlan-
des tritt jedoch erst am See zu Tage.
Die Ufer des 35 km langen und 6 km
breiten Gewässers sind von einem
mächtigen Schilfgürtel umgeben. Der
Dschungel dieses meterhohen Binsen-
gestrüpps — durchwuchert von Teppi-
chen aus leuchtenden Seerosen — ist
ein Paradies für Wasservögel aller Art.
Hier nisten Stelzhühner, Rohrdom-
meln, Regenpfeifer, Fischreiher u. a. m.
Für Liebhaber seltener Fotoaufnahmen
bietet sich hier eine einmalige Gelegen-
heit. Auch der Naturfreund kommt auf
seine Kosten. Wenn sich Möglichkeiten
bieten, sollte man zur frühen Morgen-
stunde, wenn die Dämmerung noch über
dem Wasser liegt, hinausfahren, um
dem vielstimmigen Morgenkonzert der
Vogelwelt zu lauschen, das Aufsteigen
der Seeschwalben und der Wildenten,
das Klappern der Störche und das all-
mähliche Erwachen der unberührten
Natur in ihren wundervollen Farben
und der eindrucksvollen Stimmung zu
erleben.

Am Nordufer liegt Neusiedl. Eine bio-
logische Seestation ist dort errichtet.
Ferner kann man ein kleines See-
museum besichtigen.

Das weiter südlich gelegene Podersdorf
besitzt den einzigen schiffsfreien Sand-
strand. Da mögen sich die Badelustigen
und die Wassersportler tummeln. Auch
für den Angler gibt es überall stille
Plätzchen. (Eine Anglerkarte ist für
ein paar Groschen jeweils zu erstehen.)
Das Wasser des Sees ist salzhaltig wie
Meerwasser und erreicht an der tief-
sten Stelle 4 Meter. Im heißen Sommer
des Jahres 1868 soll der See vollkom-
men ausgetrocknet gewesen sein. Man
fand dabei Stein- und Tongeräte, die
auf Pfahlbauten menschlicher Ansied-
lungen der Frühzeit schließen lassen.
Erst 1876 hat der See wieder seinen
vorherigen Wasserspiegel erreicht. In
geschichtlichen Aufzeichnungen wird
der Neusiedler-See von den Römern
„Pelso“ oder „Pelso“ genannt.

Die heutige Staatsgrenze läuft mitten
durch das Gewässer. Der Südteil ist
ungarisch. Beim Volksaufstand 1956
haben viele Flüchtlinge im Schutze des
Schilfs — oft auf abenteuerliche Weise
— österreichischen Boden erreicht.

Wenngleich der Neusiedler-See das
„Meer der Wiener“ genannt wird, ist
selbst in Saisonzeiten kein Touristen-
rummel spürbar. Die Wiener haben ja
direkt vor ihrer Tür die Wachau, den
Wiener-Wald, die Weindörfer und zahl-
reiche Erholungsstätten, so daß man zu
allen Zeiten nur wenige Urlauber aus
der österreichischen Bundeshauptstadt
im südlichen Burgenland antrifft.

Allerdings gibt es am See auch kaum
Komfort-Hotels oder elegante Prome-
naden. Vor dem ländlichen Gasthaus
empfängt einem der Wirt, oft mit grü-
ner Segeltuchschürze und Käppchen
angetan, fast wie eine Figur aus der
Operette anmutend. Er lobt sein Haus
und erzählt, daß Grafen und edle Herr-
schaften schon unter seinem Dache ge-
nächtigt haben und eben gerade das

„Fürstenzimmer“ zur Aufnahme bereit
stehe. Kehrt man bei diesem pfiffig-
em Hotelier dann ein, verblüffen
die gar nicht „fürstlichen“ Preise, die
rührend-fürsorgliche Gastlichkeit und
die wohlthuende freundliche Atmosphäre.
Hier bekommen Sie auch das berühmte
Original-„Gulyas“ vorgesetzt. Dem
Volksmund nach sollen vor mehr als
zwei Jahrhunderten einsame Fußstah-
ten dieses köstliche Gericht ersonnen,
und später, als sie bei einem k. u. k.
Infanterie-Regiment ihren Militärdienst
ableisten mußten, populär und allge-
mein beliebt gemacht haben.

Aber auch Powidelbuchteln, Salzburger
Nockerln, Kaiserschmarrn, Millirahm-
strudel, Kipferln, Krapfen, Wiener- und
Siebenbürger Spezialitäten können Sie
probieren. Die Mahlzeit schön ab-
gerundet mit dem feurigen Sandwein
ergibt bei Zigeunermusik eine herr-
liche Stimmung, ohne die Brieftasche
übermäßig zu belasten. Der Gast ist
noch König in diesen biedermeierlichen
alten Herbergen am See.

Friedlich wie die weite grüne Land-
schaft ist hier auch der Mensch. Er
kennt keine Hast, interessiert sich für
alles, möchte mit niemandem tauschen
und — lächelt zu allem freundlich-
charmant. Freilich ist die Sprache nicht
immer leicht zu verstehen. Besonders
am Ostufer hört man im Gespräch oft
Worte ungarischer und kroatischer Her-
kunft. Von altersher wird Brautum
gepflegt und traditionsgetreu hält der
Burgenländer an den überlieferten Sit-
ten in seiner Dorfgemeinschaft fest.
Seit Generationen ist er Bauer und
Viehzüchter. Seine Siedlungen erstrek-
ken sich breit zu beiden Seiten der
Straße. Die Schmalfront der meist eben-
erdigen Häuser zeigt nach vorne und
verbindet sich durch die Toreinfahrt un-
mittelbar mit dem Nachbarhaus. Stal-
lungen und Scheunen befinden sich im
rückwärtigen Teil, so daß jedes Gehöft
für sich wie eine kleine wehrhafte
Burg wirkt. Charakteristisch sind die
hohen Trockenspeicher vor jedem
Haus, in denen der „Kukurus“ (Mais)
aufbewahrt wird. Die breiten, unge-
pflasterten Straßen sind von Obstbäu-
men gesäumt. Gänse und Enten machen
sich schnatternd breit und in den Grä-
ben wühlen grunzend fette Schwein-
chen. Überall ist eine enge Vertrautheit
zwischen Mensch und Tier spürbar.

Um den See und das Seewinkel-Gebiet
herum liegen melancholisch verstreut
diese schmucken stillen Dörfer mit den
hellen Zwiebelturmkirchen, die der
Landschaft ein freundliches Kolorit ver-
leihen. Betritt man eines dieser un-
scheinbaren Gotteshäuser, die z. T. so-
gar dem Ansturm der Türken trotzten,
so ist man überwältigt von der Fülle
und Form der Darstellungen und den
geheimnisvollen Einwirkungen des
Lichts.

Franz Lehar und Johann Strauß haben
in den Operetten „Wo die Lerche singt“
und „Der Zigeunerbaron“ den Charak-
ter von Land und Leuten in magyari-
schen Tonbildern wiedergegeben und
zahlreiche Dichter priesen ihr Land am
See. Wolfgang Federau aus dem See-
winkelgebiet sagt über seine Heimat:
„Soweit kannst Du gar nicht gehen,
daß Du sie einmal ganz vergißt!
Du kannst sie tausendmal verlassen
und kehrst doch immer mal zurück.“

Sofi Irene Kleine

Die bösen Nachbarn

Eine eigene Wohnung im Grünen, mo-
dern gebaut und mit allem Komfort
ausgestattet, Spielplätze für die Kin-
der, Gemeinschaftsfernsehantenne auf
dem Dach, dazu eine gemeinsame
Waschküche und viel Nebengelaß, das
ist der Traum von Millionen Menschen.
Werkwohnungen haben es so an sich,
die meisten der oben aufgezählten Vor-
züge zu besitzen. Es könnte fast nichts
Schöneres geben — eine Luxusvilla
ausgenommen — wenn, ja wenn der
liebe Frieden der Mietparteien gesi-
chert wäre. Und das ist ein gar schlim-
mer Punkt. Denn es kann der Frömm-
ste nicht in Frieden leben, wenn es dem
bösen Nachbarn...

Ja, die bösen Nachbarn. Da tut gar
mancher etwas, was er nicht darf oder
im Interesse der anderen nicht tun
sollte. Und das ist gar nicht schön. Na-
türlich fühlt sich keiner der Leser an-
gesprochen. Aber der eine oder andere
von uns sollte sich diese Zeilen zu
Herzen nehmen, denn es könnte ja
sein, daß gerade er gemeint ist. Denn,
Hand aufs Herz! Wir alle sind doch
keine Engel. Darum legt uns die Ge-
meinschaft — Gemeinschaft, das sind
auch wir — Pflichten auf, die das Zu-
sammenleben erträglich oder, gar nicht
auszudenken, erfreulich machen sollen.
Denn solange wir uns keine Villa in
Cannes oder Nizza, von einem ab-
schirmenden Park umgeben, leisten
können, müssen wir in unserem über-
völkerten Vaterlande hart nebenein-
ander wohnen. Damit das überhaupt
möglich ist, vollzieht sich unser Leben
nach Gesetzen. Nicht nur nach denen,
die ein Bundestag zu unserer Freude
oder zu unserem Kummer erläßt, son-
dern auch nach denen, die schlicht und
einfach „Hausordnung“ genannt wer-
den. Sie werden etwas formloser erlas-
sen als in der Volksvertretung, doch es
ist unbestritten, daß ihre Existenz für
das Alltagsleben von nicht geringerer
Bedeutung ist.

Es gibt also eine Hausordnung. Viele
Mieter wissen nur nicht, was in ihr
steht. Das ist nun kein Unglück. Denn
die meisten Dinge, die durch die Haus-
ordnung geregelt werden, sind für
ordentliche Menschen Selbstverständ-
lichkeiten, womit allerdings nicht ge-
sagt werden soll, daß ordentliche Men-
schen die Hausordnung nicht zu lesen
brauchen. Gelegentlich ist es sogar gut
und erforderlich, nachzulesen, was die
Hausordnung über diese oder jene
Dinge sagt. Denn sie ist aufgebaut auf
langjähriger Erfahrung und, sagen wir
es ehrlich, auf der Kenntnis der Miß-
helligkeiten, die durch das Zusammen-
leben mehrerer Parteien entstehen. Und
gerade diese Mißhelligkeiten will die
Hausordnung zu unser aller Wohl ver-
meiden. „Die Rücksicht der Hausbe-
wohner aufeinander verpflichtet zu...“
so steht es gleich zu Anfang in ihr.
Wir sehen daraus schon, daß sie nicht
erdacht wurde, um uns zu schikanieren,
obwohl mancher von uns vom Gegen-
teil überzeugt scheint.

Die Hausordnung will also unser Ne-
beneinanderwohnen erträglicher gestal-
ten. Das wäre nun ein Grund zur

Freude, wenn sich alle Bewohner unserer Werkswohnungen danach richten würden. Aber was nützt nun die beste Hausordnung, wenn sie ein verträumtes und darum unbeachtetes Dasein führen muß? Solcherart vernachlässigt, dient sie in vielen Fällen als verstaubte und halbvergessene Dekoration, deren Druck man sich eventuell hätte sparen können. Für die dadurch eingesparten Kosten hätte man ja auch ein lustiges Gartenfest — Grünanlagen sind ja reichlich vorhanden — mit Bier, Kaffee und Kuchen veranstalten können. Nur wären dann ohne die regelnde Hausordnung bei uns Zustände eingerissen, wie sie keiner der Mieter auch nur einen Tag lang ertragen wollte. Oder gibt es Menschen, die darüber froh sind, eine verschmutzte, verschimmelte — kurz, eine aller Beschreibung spottende Waschküche benutzen zu müssen, weil der Nachbar es für überflüssig hält, seiner turnusgemäßen Reinigungspflicht nachzukommen? Darüber erfreute Menschen gibt es nicht. Sie lassen auch die Entschuldigung nicht gelten, daß eine Waschmaschine in der Wohnung eine Benutzung und darum auch Säuberung des Waschgemaches überflüssig macht. Genau so einfältig könnte jemand sagen: „Ratten in meiner Speisekammer? Nicht so schlimm. Ich esse ja doch im Gasthaus.“ Denn, wie gesagt, das Mit-einanderwohnen räumt jedem einzelnen nicht nur verbrieft Rechte ein, es legt ihm auch Pflichten auf, die er, wie jeder andere, zum Wohle der Gemeinschaft zu erfüllen hat. Denn Demokra-

tie, hier im Kleinen geübt, bedeutet in erster Linie: Verantwortung. Verantwortung sich selbst und den anderen gegenüber.

Wenn wir uns nun bewußt sind, daß wir Verantwortung tragen, wird es uns leichter fallen, unseren Pflichten nachzukommen. Denn Verantwortung ist nicht allein eine Last. Indem wir sie auf uns nehmen, erleichtern wir uns das Leben. Zunächst heißt es, das Eigentum zu schonen, in dem wir als gern gesehene Gäste das Hausrecht genießen. Je mehr wir es pflegen, desto geringer sind die Kosten, die zur Instandhaltung aufgewendet werden müssen, das heißt, desto geringer sind die Belastungen, von denen auch wir ein gehöriges Stück tragen müssen. Darum wollen wir in Zukunft auch alle Abfälle in die Müllgefäße tun und nicht etwa gedankenlos daneben. Wir wollen die Fahrräder nicht mehr in den Hausfluren abstellen, damit sich unsere Nachbarn nicht unnötig ihre Kleider beschmutzen oder gar an den Drahteseln stoßen. Überdies hinterlassen Fahrräder an den Wänden selbst bei größter Sorgfalt beträchtliche Schäden. Wir wollen auch nicht mehr unsere Staublappen, Bettumrandungen oder Teppichbrücken aus dem Fenster schütteln, auch dann nicht, wenn auf dem Balkon unter uns keine Nachspeisen zum Auskühlen abgestellt sind. Wir wollen auch die Treppe so sorgfältig reinigen, daß die Nachfolgerin nicht bei der nächsten Reinigung unseren Schmutz zusätzlich beseitigen muß. Aus Bequem-

lichkeit hängen wir auch unsere Wäsche nicht mehr auf dem Balkon zum Trocknen auf, weil das in Italien zwar sehr malerisch wirkt, bei uns aber nur eine häßliche Schlamperei ist. Wir werden uns auch in Zukunft bemühen, keinen unnötigen Lärm im Hause zu machen, weil heute jeder Mensch, ohne Ausnahme, die häusliche Ruhe dringend braucht. Darum werden wir auch unsere Teppiche nur in den dafür vorgesehenen Zeiten klopfen. Wir wollen auch, schon allein im Interesse der eigenen und unserer Kinder Gesundheit unser Haus sauber halten. Und schließlich wollen wir auch unsere Grünanlagen schonen, weil sie unser Auge erfreuen sollen und weil wir wissen, daß nur wenige Menschen den Vorteil haben, im Grünen wohnen zu können.

Liebe Freunde! Alle guten Vorsätze, die wir haben — oder haben sollten — lassen sich nicht in diesem Rahmen aufzählen. Was hier aber geschrieben steht, das hat sich kein böswilliger Mensch aus den Fingern gesogen. Wir haben die Klagen, Beschwerden und Wünsche zahlreicher Mitbewohner einmal zusammengefaßt, weil wir wissen, daß dieser kleine Appell nicht ungehört, oder besser, ungelesen, verpuffen wird. Bitte denkt daran: Der häusliche Frieden geht uns alle an. Wenn wir alle nur ein bißchen Rücksicht üben, dann können wir alle in Ruhe und Geborgenheit leben. Und den bösen Nachbarn wird es dann nicht mehr geben.

G. B.

Alle Flaggen standen auf Halbmast

Zum 30. Male jährt sich der Sterbetag von Edgar Wallace. Als am 10. Februar 1932 seine sterbliche Hülle auf einem englischen Kreuzer von Hollywood nach England überführt wurde, standen die Flaggen im Hafen von Southampton auf Halbmast.

Die Welt war um einen Erzähler spannender Kriminalgeschichten, die in viele Sprachen übersetzt wurden, ärmer geworden.

Im Jahre 1875 wurde Edgar Wallace als uneheliches Kind einer Schauspielerin in England geboren. Eine arme Familie adoptierte das Kind. Als kleiner Junge trug er Zeitungen aus, wurde Milchfahrer, Maurer und schließlich Soldat in Südafrika. Dort schrieb er die ersten Berichte für südafrikanische Blätter, verdiente dabei gutes Geld, das er aber in einer solchen Weise vertrank und verspielte, daß seine Truppe ihn verabschiedete. Wallace besaß keinen Schilling mehr.

Als er Kriegskorrespondent für die Agentur Reuter im Burenkrieg (1899 bis 1902) war, begann sein journalistischer

Aufstieg. Aus dem Weltenbummler und Habenicht wurde ein reicher Mann. Seine spannenden Berichte hatten ihn auch im Mutterland bekanntgemacht. Man riß sich um seine Aufsätze.

Da packte ihn wieder das Spielfieber; er verlor und kehrte als armer Mann nach England zurück.

Der Versuch Lord Northcliffes, ihn als Reporter in die Welt zu schicken, brachte nichts ein.

Im Jahre 1906 schrieb Wallace seinen ersten Kriminalroman „Die Vier Gerechten“. Obwohl das Buch ein voller Erfolg wurde, brachte es ihm nur Schulden ein, er hatte sich an den Werbungskosten für sein Buch verkalkuliert. Wallace aber schrieb unermüdlich weiter.

Seine Afrika-Erzählungen („Sanders vom Strom“, „Bosambo“, „Bones in Afrika“ und viele andere), die wohl zu den besten Büchern gehören, die Wallace je geschrieben hat, retteten ihn vor dem Ruin.

Die Kriminalromane „Der Hexer“, „Der Zinker“, „Die toten Augen von London“ wurden Weiterfolge als Buch und Film. Über Nacht war Wallace Millionär, sein Ruhm und Ansehen stiegen. In kurzer Zeit waren seine Bücher verkauft.

Neue Bücher erschienen auf dem Markt. Seine außerordentliche Arbeitskraft kannte keinen Stillstand. Wallace schrieb weiter, gab große Feste, wurde Rennstallbesitzer und schuldete trotz-

dem vor seinem Tode dem Finanzamt 1 200 000 Mark Steuergelder. Noch einmal will er sein Glück in Hollywood versuchen. Zu spät! Eine schwere Lungenerkrankung raffte ihn dahin.

Das uneheliche Kind Richard Horatio Edgar Wallace, alias Richard Freeman, starb am 10. Februar 1932.

Seine Kriminalromane aber haben ihn überlebt. Die „großen“ und „kleinen“ Leute sind von seinen Afrika-Büchern und Krimis begeistert; denn viele Bücher Edgar Wallaces, voller Intrigen und sprudelnder Phantasie, sind vorgetragen mit einem „unbestreitbaren“ Erzählertemperament.

„Es ist unmöglich, von Edgar Wallace nicht gefesselt zu sein.“ Mögen seine Bücher auch nicht an die stilistische Technik eines Poe und Doyle heranreichen, so sind sie doch voller Überraschungen. Sie machen den Leser bekannt mit dem „Fall“, der jedem Normalverbraucher passieren kann und den Verstand des Lesers beim Aufspüren des Täters nicht so sehr strapazieren. Das Ende ist immer versöhnend, der Verbrecher findet seine gerechte Strafe.

Der Schriftsteller Kasimir Edschmid schreibt über Wallace:

„Jedenfalls hat Wallace viele Menschen, wenn auch nicht glücklicher, so doch zufriedener gemacht, indem er sie auf kluge und präzise Art zerstreute. Viele Menschen wagen dies allerdings nicht zuzugeben.“ Hans Stumpf

NEUES vom Büchermarkt

Christ erscheint am Kongo, afrikanische Erzählungen und Gedichte, gesammelt und übertragen von Peter Sulzer. Leinen, 4 Bilder, 256 Seiten, DM 12.80. Eugen-Salzer-Verlag Heilbronn.

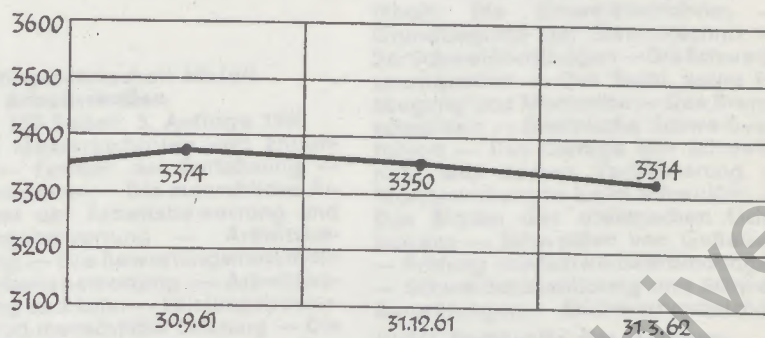
Farbige aller Berufsgruppen, die sozusagen nur im Nebenberuf schriftstellerisch tätig sind, bilden die Autoren dieser Sammlung von Kurzgeschichten und Lyrik. In seinem Vorwort erklärt der Herausgeber dieses faszinierenden Buches, aus welchen Einzelbestandteilen sich die neue afrikanische Dichtung zusammensetzt und aus welchem Gefühl heraus sich dies moderne Schrifttum entwickelt hat. Hymnen und Loblieder zur Verherrlichung von Häuptlingen, Ahnen und Göttern schmolzen mit der langsam um sich greifenden abendländischen Bildung zusammen. Sie ergaben eine neue Art der Literatur, die vom Hingabewillen des Schwarzen an die Ekstase, seiner Fantasie, zum Teil leider auch vom Rassenhaß und nicht zuletzt von der Religion geprägt wurde. Der vorliegende Band ist in vier Teile aufgeteilt, von denen jeder einen Problemkreis des heutigen Afrika aufgreift und literarisch zu verarbeiten sucht. Sind es zuerst die allgemeinen Lebensfragen und das Schwanken zwischen Tradition, dem Heute und der Ungewißheit der Zukunft, werden im letzten Teil religiöse Themen behandelt, die von einer ausgeprägten Erlebnistiefe berichten. Die seelische Verfassung der jungen Afrikaner wurde wohl selten so offenbar wie in dieser literarischen Auslese dreier Generationen.

Formen afrikanischer Plastik, eine ästhetische Betrachtung von Willi Bloßfeldt, ausgewählt und bearbeitet von Jürgen Zwernemann. Leinen, 78 Seiten, DM 14.80. Schuler-Verlagsgesellschaft Stuttgart.

Die Kunst der Eingeborenen Afrikas als „primitiv“ zu bezeichnen und damit abzutun, ist heute, nach genauerem Einblick in die Seele dieser uns vormals so unsagbar fremd erscheinenden Völker nicht mehr möglich. Waren es zuerst europäische Künstler, welche die ursprüngliche Ausdruckskraft der afrikanischen Plastiken erkannten, so interessierten sich später auch die Wissenschaftler für diese natürliche Kunst und begannen ihre Mannigfaltigkeit zu ordnen, ihren unterschiedlichen Sinn zu verstehen und zu erläutern. Prof. Bloßfeldt unternahm den Versuch, die afrikanischen Kunstwerke, die weit über das Niveau des rein handwerklichen Könnens hinausragen, vom ästhetischen Standpunkt her zu interpretieren. In Erläuterungen, zu denen eine beträchtliche Anzahl vielfarbiger Ab-

Zahl der Beschäftigten unseres Werkes

Lohnempfänger einschließlich gewerbliche Lehrlinge



Zugang vom 1. 1. 62 bis 31. 3. 62

Abgang vom 1. 1. 62 bis 31. 3. 62

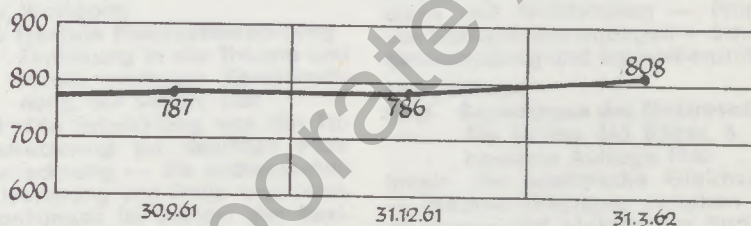
effektiver Abgang

= 175 Arbeiter

= 211 Arbeiter

= 36 Arbeiter

Angestellte einschließlich kaufmännische Lehrlinge



Zugang vom 1. 1. 62 bis 31. 3. 62

Abgang vom 1. 1. 62 bis 31. 3. 62

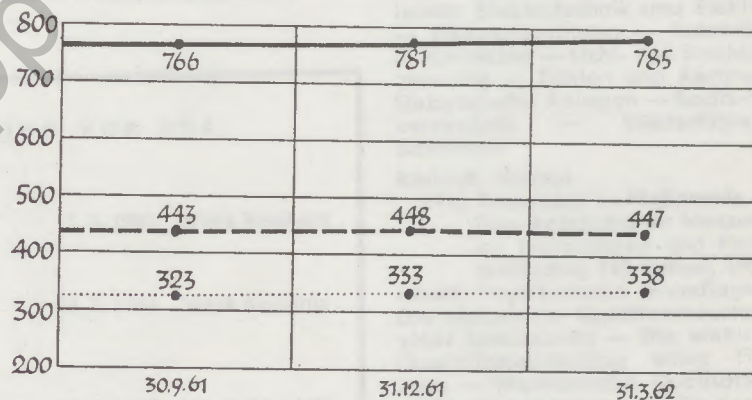
effektiver Zugang

= 34 Angestellte

= 12 Angestellte

= 22 Angestellte

Pensionäre und Pensionärswitwen



gesamt:

Pensionäre:

Pensionärswitwen:

Zugang vom 1. 1. 62 bis 31. 3. 62

= 21 Pensionäre
(10 Pensionäre
11 Pens.-Ww.)

Abgang vom 1. 1. 62 bis 31. 3. 62

= 17
(11 Pensionäre
6 Pens.-Ww.)

Wir begrüßen alle, die neu zu uns gekommen sind.

Unsere Bitte an alle anderen: Helft den neuen Kollegen, daß sie sich in der zunächst noch fremden Umgebung schnell zurechtfinden

82

Vichtiges mit wenig Vorten

Aus der Personalabteilung:

Ernannt wurden am 15. April 1962 die Prokuristen **Hans Bree** und **Helmuth Solms** zu Abteilungsdirektoren.

Kohlen gehören in den Keller

Die Versorgung mit Hausbrand wird in unserem Werk wie im vergangenen Jahr durchgeführt. Alle Belegschaftsmitglieder können den Kohlenbedarf für ihren eigenen Haushalt bei uns decken, sofern sie mindestens ein halbes Jahr bei uns beschäftigt sind. Die Bestellung darf 50 Zentner nicht übersteigen. Die noch nicht ausgelieferten Bestellungen des vergangenen Kohlenjahres können nicht mehr berücksichtigt werden. Wir bitten das bei der Neubestellung zu bedenken.

Briketts können auch in diesem Jahr bestellt werden. Die Brikettlieferungen richten sich mengenmäßig jeweils nach den Anlieferungen seitens der Zechen. Die Preise sind in der Sozialabteilung oder beim Betriebsrat zu erfahren. Die Einhaltung erfolgt in höchstens drei Monatsraten vom Lohn bzw. Gehalt. Wegen der bekannten Schwierigkeiten in den Wintermonaten muß der gesamte Jahresbedarf schon jetzt aufgegeben werden. Belegschaftsmitglieder, die auf Grund schlechter Lagerungsmöglichkeiten die bestellte Menge nicht auf einmal geliefert haben möchten, bitten wir, auf der Bestellung folgenden Vermerk zu machen:

„Zu liefern auf Abruf“

Der Abruf muß allerdings bis spätestens Ende September erfolgen, da bei einem späteren Abruf die prompte Belieferung in Frage gestellt ist. Bestellvordrucke liegen in Reisholz beim Pförtner I und II bzw. Angstelleneingang in Oberbilk beim Pförtner. Diese Vordrucke sind entsprechend auszufüllen und bis zum

31. Mai 1962

in der Sozialabteilung bzw. beim Betriebsrat in Oberbilk abzugeben. Dieser Termin ist unbedingt einzuhalten! Nach diesem Zeitpunkt werden keine Bestellungen mehr angenommen!

17 600 Mark für Hamburg

Auch das Stahl- und Röhrenwerk Reisholz stand nicht zurück, als es galt, mitzuhelfen, um die größte Not der von der Hamburger Flutkatastrophe Betroffenen zu lindern. Im Rahmen einer Spendenaktion hat die Belegschaft einen Betrag von 8 800 DM bereitgestellt. Das Unternehmen spendete einen Betrag in gleicher Höhe, so daß insgesamt 17 000 DM an den Hamburger Senat überwiesen werden konnten. Diese Spende wurde auf Wunsch der Belegschaft für die Beschaffung von

Hausrat und die Instandsetzung von Wohnungen verwendet.

Wußten Sie das?

Den Belegschaftsmitgliedern wird durch die Arbeitsordnung, Ziffer VII, Abs. 4, bekannt sein, daß unsere Gesellschaft für alle bei uns Beschäftigten eine Kollektiv-Unfallversicherung abgeschlossen hat.

Bei Dauerschäden, die infolge eines Betriebs-, Wege- oder privaten Unfalls eintreten, gewährt diese Versicherung ihren Satzungen entsprechende Leistungen.

Die Höhe der Leistungen beträgt

bei Unfalltod DM 1000.—
bei Vollinvalidität DM 5000.—

Je nach Grad des Dauerschadens wird die Entschädigung nach einer Glieder-taxe festgesetzt.

Die Entschädigungspflicht erlischt je-

doch, wenn die Ansprüche nicht spätestens 12 Monate nach dem Unfalltag geltend gemacht werden.

Wir möchten deshalb alle Belegschaftsmitglieder in ihrem eigenen Interesse bitten, folgende Punkte zu beachten:

1. Die Sozialabteilung ist zu verständigen, sobald zu erkennen ist, ob Dauerschäden verbleiben, spätestens jedoch 12 Monate nach dem Unfalltag.
2. Alle privaten Unfälle sind unter Angabe von Zeugen und genauer Schilderung des Hergangs unverzüglich zu melden.
3. Unfallfolgen mit tödlichem Ausgang sind durch die Hinterbliebenen innerhalb 24 Stunden anzuzeigen. Als Unterlagen sind später die amtliche Todesurkunde sowie die ärztliche Todesbescheinigung und, falls erforderlich, auch der Erbschein beizubringen.

ES IST GEÖFFNET...

Hauptkasse

Kassenstunden montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

die Betriebskrankenkasse

werkseitig montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

das Lohnbüro Reisholz

straßenseitig
montags bis freitags
9.00 bis 12.00 Uhr
werkseitig
montags bis freitags
13.00 bis 15.30 Uhr
am Vortage der Lohnzahlung
jeweils geschlossen

Sozialabteilung

und Grundstücksverwaltung

täglich, außer mittwochs,
von 10.30 bis 15.30 Uhr;
mittwochs geschlossen

Sozialabteilung Oberbilk

dienstags und donnerstags
12.00 bis 16.00 Uhr

Bücherei Reisholz (Unterhaltung)

montags und donnerstags
11.00 bis 13.00 Uhr und 13.30 bis 15.30 Uhr

Fachbücherei Reisholz

mittwochs und freitags
12.00 bis 13.00 Uhr

Unterhaltungsbücherei Oberbilk

mittwochs 13.00 bis 15.00 Uhr

Arztspprechstunden Reisholz

montags, mittwochs, freitags
10.30 bis 12.00 Uhr
dienstags und donnerstags
14.00 bis 15.00 Uhr

Arztspprechstunden Oberbilk

montags, mittwochs, freitags
14.00 bis 15.00 Uhr
dienstags und donnerstags
9.30 bis 11.00 Uhr

Verbandstube

täglich 7.40 bis 17.00 Uhr
samstags 8.00 bis 12.30 Uhr

Medizinische Bäder-, Massage- und Bestrahlungsabteilung

montags bis freitags 7.45 bis 16.40 Uhr

Fußpflegedienst

montags bis freitags nach Vereinbarung

Sauna (Frauen)

dienstags 10.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

Sauna (Männer)

mittwochs, donnerstags, freitags
11.00 bis 18.30 Uhr Einlaß

die Tankstelle

montags, mittwochs, freitags
6.00 bis 7.40 Uhr
13.00 bis 15.30 Uhr

HUSTE WOHL

Kitty kommt erregt nach Hause.
Sie ist in Hut und Wut.
„Nie wieder Kino, Johannes!“
„Du gehst nicht mehr?“
„Nie wieder!“

Johannes sieht seine Frau liebevoll an.
„War der Film so schlecht?“ fragt er.
„Der Film war großartig. Aber bis er
beginnt! Diese Reklamen vorher! Du
gehst ins Kino, setzt dich, freust dich,

bist frisch und munter und in dem Moment, wo du am aufnahmefähigsten bist, setzt die Reklame ein. In Bild und Ton. Immer wieder dasselbe. Von Bauparkassen und Banksparkassen. Von Bohnerwachs und Bohnerbürsten. Von Waschmaschinen und Waschpulvern. Von Zigaretten und Zahnpasten. Am Fuchtigsten aber macht mich Hustewohl.“

„Hustewohl?“

„Das neue Hustenmittel“, sagt Kitty.
„Eine Familie hustet. Der Vater hustet. Die Mutter hustet. Das Kind hustet. Der Hund hustet. Der Vater nimmt ein Bonbon. Die Mutter nimmt ein Bonbon. Das Kind nimmt ein Bonbon. Der Hund nimmt ein Bonbon. Der Vater hustet nicht mehr. Die Mutter hustet nicht mehr. Das Kind hustet nicht mehr. Der Hund hustet nicht mehr. Und alle rufen hocherfreut: ‚Ja, Hustewohl hilft immer! Husten breitet sich nicht aus, hast du Hustewohl im Haus.‘ — Das kann ich jetzt schon auswendig, das kann ich schon mitsingen! Das lese ich täglich

in der Zeitung, das lese ich in den Illustrierten, das höre ich täglich im Radio, das sehe ich überall im Kino, das sehe ich jeden Abend im Fernsehen — wozu machen die Leute das eigentlich?“

Johannes sagt freundlich:

„Damit alle, die Husten haben, Hustewohl kaufen.“

„Die Reklame ist unnütz und kostet ein Heidengeld!“

„Was man täglich hört und sieht, glaubt man.“

„Ich nicht. Mich fangen sie damit nicht!“

„Wer wirbt, weiß, was er tut“, sagt Johannes.

Dann sagt er eine Weile nichts mehr. Kitty setzt den Hut vor dem Spiegel ab.

Im Nebenzimmer hustet es.

„Ja richtig“, sagt Johannes, „Großvater hustet doch so — hast du ihm etwas dagegen mitgebracht?“

„Ja“, sagt Kitty.

„Und was?“

„Selbstverständlich Hustewohl. Hustewohl hilft immer...“



Ein Schnappschuß vom Rheinufer: Die Frühjahrsmüdigkeit macht vor niemandem halt.